

Waldemar Zorn



Des Lebens WÜRZE

Des Lebens Würze

Biografische Erzählungen
von Waldemar Zorn

*Elvira, meiner Freundin und Frau,
und meinen Kindern gewidmet.*

Waldemar Zorn

Des Lebens Würze

Biografische Erzählungen



Russischer Originaltitel: „Listaja Pamjati Stranizy“
© 2005 «LICHT IM OSTEN», Korntal
ISBN 3-935435-50-9

Zorn, Waldemar

Des Lebens Würze: Biografische Erzählungen

Korntal: Licht im Osten, 2006. – 176 s.

Aus dem russischen von Katja Streit

ISBN 3-935435-85-1

© 2006 by «LICHT IM OSTEN», D-70825 Korntal

Inhalt

Vorwort	9
Ach, es ist wieder ein Junge!	11
Frühling	13
Die Erbsen	14
Auf Vaters Schultern	15
Die erste Liebe	17
Atombombe	18
Die Schlittschuhe	20
Winter	23
Die Bibelstunde	25
Der Fußboden	26
Ugolnaja	28
Ich kann schwimmen	32
Die Macht der Bücher	33
Das Ende der Kindheit	34
Archäologieunterricht	37
Der Umzug	38
Der Schlagbaum	40
Ein echtes Wunder	41
Eine Lektion	45
Kraftwerke, Netze und Systeme	47
Praktikum	48
Pass auf!	51
Finsternis und Licht	52
Der Bund	55
95109	56
Das Neue Testament	60
Ein Freund	63
Warum pflanzte Gott den Baum der Erkenntnis?	64

Klippen . . . . .	.66
Das Nachtschränken . . . . .	.68
Er hatte genug von dem Fraß . . . . .	.70
Freude . . . . .	.71
Saransk . . . . .	.73
Knochen . . . . .	.75
Wanja Moisejew . . . . .	.77
Glück . . . . .	.79
Mein Lehrer . . . . .	.80
Der „Moskwitsch“ . . . . .	.83
Das Lager . . . . .	.85
Unser Sohn . . . . .	.86
Der Tod . . . . .	.88
In Litauen . . . . .	.89
Die Berufung . . . . .	.92
Unsere Kinder . . . . .	.94
Beta und Rajmonda . . . . .	.98
Ein Ersatzteil . . . . .	.99
Angst . . . . .	.100
Unter Gottes Schutz . . . . .	.102
Ich verstehe das nicht . . . . .	.104
Die vier Wunder Israels . . . . .	.105
Ich bin ein Elektriker . . . . .	.107
Drei Morde . . . . .	.109
Halt an! . . . . .	.112
Der Atlas von Westeuropa . . . . .	.114
Nacht in Friedland . . . . .	.116
Den Engel sahen wir nicht . . . . .	.118
Was möchten Sie tun? . . . . .	.120
Zwei Entdeckungen . . . . .	.121
Unsere Jüngsten . . . . .	.123

Meine Gemeinde	124
Unser Haus	126
Ein Fest	127
Das Geschenk	130
Erinnere dich!	132
Die Grenze	134
Meine Zeit	136
Der Brief	139
Gottes Volk	141
Der Mekong	143
Oleg	144
Hinter dem Altai	145
Die Ukrainer	147
Die Molokanen	148
Zwei Frauen	149
Erlöst durch dasselbe Blut	151
Nacht	154
Das Schreckgespenst	155
Im Heiligen Land	157
Wir zwei	158
Besuch eines Freundes	159
Welch ein Freund ist unser Jesus!	161
Der Kreis schließt sich	165
Trost	167
Meine Familie	169
Wer glaubt, stirbt nicht	171
Zu seinen Füßen	172
Ein Nachwort	174

Vorwort

Welch ein weiter Spannungsbogen: Von den östlichsten Weiten der ehemaligen UdSSR bis hin nach Korntal! Und immer ist Jesus so nah! Er rief Waldemar Zorn in den lebendigen Glauben hinein, der zuvor auch seine Eltern in aller äußeren Armut reich gemacht hatte. Er gewährte dem jungen Christen Erfahrungen und Bewahrungen, die seinen Glauben stärkten. Er machte ihn reich mit seiner Ehefrau Elvira und mit den ihnen gemeinsam gestellten Aufgaben.

Es ist Waldemar Zorn zu danken, dass er uns teilhaben lässt an dem, was Jesus ihn erleben und erfahren ließ. Wie weit hat Jesus ihm die Türen zu der so lange verschlossenen Welt des marxistisch-kommunistischen und damit aggressiv-atheistischen Machtbereiches aufgetan! Welche Möglichkeiten der Anteilnahme, der Fürbitte und auch des finanziellen Mittragens haben sich für uns Freunde des Missionsbundes „Licht im Osten“ erschlossen!

Von Korntal und seiner Evangelischen Brüdergemeinde gingen im 19. Jahrhundert manche Impulse zur Unterstützung der deutschstämmigen Kolonistengemeinden im Schwarzmeergebiet und zur Bezeugung des Messias Jesus unter dem Volk Israel aus. Dass mit dem Missionsbund „Licht im Osten“ erneut und erweitert dieser Horizont des Reiches des Christus aufgerissen wurde, ist eine Bereicherung für die Evangelische Brüdergemeinde.

Segen weit über Korntal hinaus wünscht dem tief ergreifenden Lebensbericht von Waldemar Zorn sein Bruder und Freund

*Rolf Scheffbuch,
ehem. Prälat der württembergischen Landeskirche, Korntal*

Ach, es ist wieder ein Junge!

Wer auf der Landkarte die Kulundinsker Steppe sucht, wird sie wahrscheinlich nicht finden. Wenn man über den Altai spricht, denkt man gewöhnlich an Berge, doch ich wurde in der Steppe des Altai geboren, in einem kleinen Dorf mit dem schönen Namen Serebropol. So wurde es allerdings erst nach dem Krieg genannt, bis dahin trug es den deutschen Namen Silberfeld.

Wenn ich versuche, mir das Dorf in Erinnerung zu rufen, sehe ich nur den Landmaschinenpark der Kolchose, in der mein Vater arbeitete, den Laden an der Straßenkreuzung, der das einzige Backsteingebäude des Dorfes war, unser zweistöckiges Haus – ein alter Holzbau – und im selben Stil das alte hölzerne Klubhaus, in dem einmal wöchentlich eine Kinovorstellung gezeigt wurde. Ich erinnere mich noch genau an den ersten und einzigen Film, den ich in diesem Klub sah: „Die Abenteuer des kleinen Muck“. Das Dorf hatte zwei Straßen, die sich fast im rechten Winkel schnitten. Dort an der Straßenkreuzung befand sich auch das Dorfzentrum mit dem Klubhaus und dem einzigen zweistöckigen Haus. In diesem Haus kam ich zur Welt.

Seit dem Krieg waren erst fünf Jahre vergangen. Noch waren nicht alle Russlanddeutschen aus den Arbeitslagern zurückgekehrt, in denen sie während des Krieges interniert gewesen waren, und in den sibirischen Dörfern wohnten noch aus ihrer Heimat vertriebene Kalmücken und Tschetschenen.

Auch in unserer Einzimmerwohnung in der oberen Etage des zweistöckigen Hauses lebten neben unserer Familie, die aus Vater, Mutter, der fünfzehnjährigen Olga und dem zwei-

jährigen Andreas bestand, zwei Kalmücken. An ihre Namen kann ich mich nicht erinnern, da ich damals noch nicht auf der Welt war. Eigentlich war ich schon auf der Welt, aber man konnte mich noch nicht sehen: Ich schlief im großen, runden Bauch meiner Mutter, die sich sehnlichst ein Mädchen wünschte.

In unserem Dorf wurden die Kinder noch auf die altmodische Weise der Hausgeburt auf die Welt gebracht. Im Dorf gab es einige Frauen, die als Hebammen bekannt waren, und die man rief, wenn die Zeit der Geburt kam.

Im November war in Sibirien bereits Winter. Es wurde früh dunkel, um vier oder halb fünf Uhr war es bereits Abend. In der Steppe, wo der Blick nirgends hängen bleibt, zauste der Wind das trockene Steppengras und warf die erste Handvoll Schnee auf die erstarrenden Stoppeln der unendlichen Felder. Am Himmel krochen dunkle, schnee-beladene Wolken, als wollten sie den Wind einholen, der einem unbekanntem Ziel nachjagte.

Als ich mit meinem Schrei kundtat, dass es kalt und ungemütlich war, verstand und hörte ich noch nichts. Und das war auch gut, denn sonst hätte ich gehört, wie die Wöchnerin, also meine Mutter, mit schwacher, aber hoffnungsvoller Stimme fragte: „Ein Mädchen?“ – „Nein, ein Junge“. Die Hebamme wusch mich, wickelte mich in warme Windeln und hielt mich meiner Mutter hin. Doch die drehte sich zur Wand und sagte enttäuscht: „Ach, es ist wieder ein Junge!“.

Meinem Vater war bei der Geburt unwohl geworden, da er entgegen allen weisen Ratschlägen der Frauen dabei sein wollte. Als er nun etwas zu sich gekommen war, wurde ich in seine Arme gelegt: ein neuer Mensch in dieser kalten, feindlichen und traurigen Welt.

Drei Tage lang nahm mich meine Mutter nicht in die Arme, doch schließlich fand sie sich mit den Tatsachen ab. Und als sie nach einiger Zeit eine Laus unter meinem Mützchen hervorkrabbeln sah, war sie auf einmal außer sich vor Sorge. In ihrem Herzen erwachte die Mutterliebe und spülte die Enttäuschung davon. Sie badete mich, zog mich um, wärmte mich und drückte mich an ihre Brust.

Diese Liebe genieße ich seither mein ganzes Leben lang.

Frühling

Die Winter in Sibirien waren lang und kalt. Manchmal schnitt ein Schneesturm das Dorf für mehrere Wochen von der Außenwelt ab. Deshalb freuten sich alle auf den Frühling, ganz besonders die Kinder. Die Sonne erwärmte die Erde mit jedem Tag mehr. Schneereste fand man nur noch unter dem Stroh des letzten Jahres, am Misthaufen im Garten und im Dickicht des Wäldchens, das meine Welt Richtung Osten begrenzte.

Den Hof trennte hingegen nichts von der Straße. Er war mit feinem Gras bewachsen. Auf der anderen Seite der Straße, im Süden, wellten sich die Felder der Kolchose, bedeckt vom smaragdgrünen Winterweizen. Zwischen den einzelnen Wellen befanden sich „Ljagi“, wie man in Sibirien die Mulden zwischen Hügeln nennt. In diesen sammelte sich das Tauwasser. Ganze Seen von Tauwasser. Zuerst wurde die oberste Schicht der Erde warm, tiefer drin war sie noch hartgefroren vom starken und langen Frost. Darum sickerte das Wasser nur langsam ein.

Einmal stiegen mein Bruder Andreas, mein Cousin Gena und ich in eine solche Mulde hinab. Von dort waren keine

Häuser mehr zu sehen, nur der Himmel und das smaragd-farbene Ufer des Sees. Sein Wasser war so klar und still, dass man nicht auf Anhieb erkennen konnte, wo der Weizen im Wasser war, und wo am Ufer. Im See spiegelten sich der blaue Himmel und die flauschigen Wolken. Eine einzigartige Stille verstärkte den Zauber dieses Augenblicks. Ohne lange nachzudenken ging ich in stiller Ehrfurcht und mit stockendem Herzen vor dem uns umgebenden Wunder ins Wasser, das so verlockend und so kalt war. Auf der aufgewühlten Oberfläche zerstreuten sich die Wolken und der Himmel verschwand.

Die Ernüchterung ließ nicht lange auf sich warten. Zuerst bekam ich Angst. Ich wäre fast in dem Tümpel ertrunken, da mir bereits am Rand das Wasser bis zur Brust ging. Die anderen Jungen sprangen hinein, um mich zu retten. Wir waren von Kopf bis Fuß durchnässt. Dann folgte die lautstarke Entrüstung meiner zu Tode erschrockenen Mutter. Sie zog mich rasch aus und befahl auch Andreas und Heinz, sich auszuziehen. Dann setzte sie uns splinternackt auf den Erdwall am Haus, direkt an die von der Frühlingssonne erwärmte Wand. „Ihr werdet noch krank, wenn ihr euch nicht ordentlich aufwärmt!“, schimpfte Mutter.

Ich war damals vier Jahre alt. In meinem Herzen spürte ich die Unwiederholbarkeit dieses Wunders. Die Welt war so schön!

Die Erbsen

Zwischen unserem Garten und dem Nachbargarten war ein sehr hoher Zaun. Dahinter wuchsen Erbsen. Ich wusste, dass es nicht unsere Erbsen waren. Sie gehörten unserer

Nachbarin. Es war ihr Garten, in dem die Erbsen wuchsen, deren biegsame, saftige, süße Schoten mich so lockten.

Hinter unserem Schuppen gab es eine Kuhle unter dem Zaun. Die hatte offensichtlich unser Hund Scharik gegraben. Dort hindurch kroch ich in die herrliche Welt der schwarzen Johannisbeeren, der Himbeeren und der jungen Erbsen. Ich wusste, dass es böse war, in einen fremden Garten zu kriechen und fremde Erbsen zu essen, doch ich konnte nichts daran ändern. Dieses Gefühl der Ohnmacht gegenüber der Macht der Sünde erlebte ich auch später immer wieder. Die Erbsen in Nachbars Garten waren meine erste Versuchung, derer ich mir bewusst war. Ich hatte aber noch keine drei Schoten gegessen, als die Frau aus dem Nachbarhaus bereits in den Garten kam. Dadurch machte ich eine Erfahrung, die für mein ganzes, weiteres Leben wichtig sein würde: Sünde lässt sich nicht verbergen.

Die Nachbarin war mehr erstaunt als verärgert. Was sie sagte, weiß ich nicht mehr. Ich erinnere mich nur an das starke Gefühl der Scham. „Adam, wo bist du?“ – Diese Worte Gottes, die er an meinen sündigen Vorfahren gerichtet hatte, hallten in meiner Kinderseele wider. Ich spürte, dass ich eine unsichtbare aber reale Grenze überschritten hatte. So lernte ich die Sünde kennen.

Auf Vaters Schultern

Meine Eltern bauten ein eigenes Haus. Es war das dritte in unserer Straße. Eine typische lang gezogene Lehmhütte mit einem flachen, stellenweise mit Unkraut bewachsenen Lehmdach. Vor dem Haus war ein Hof mit feinem Gras, auf dem zu Beginn des Frühjahrs schöne, kleine Blumen

blühten. Etwas später, irgendwann im Juni, pflückten wir ihre Samen, die wie winzige Käseläibchen aussahen, und aßen sie. Daher hieß das Gras auch im Volksmund „Käsepappel“ (russisch „Kalatschiki“). Hinter dem Haus war ein Heuschober und dahinter lag ein Garten, in dem Kartoffeln und alle Arten von Gemüse wuchsen.

In der Mitte des Gartens verlief ein Weg, auf dem ich immer wieder vor und zurück rannte. Ich empfand eine schwache Hoffnung und ein gewisses beklommenes Gefühl der Erwartung: vielleicht würde Vater zum Mittagessen kommen. Und wirklich, an diesem Tag kam er. Ich lief ihm bis zum Ende des Gartens entgegen und warf mich in seine Arme. Er schaukelte mich kurz hin und her und setzte mich auf seine Schultern.

Da saß ich nun auf den Schultern meines Vaters und sah die Welt um mich herum aus einer völlig neuen Perspektive. Von Vaters Schultern konnte ich das flache Dach unseres Hauses und das Unkraut sehen, das darauf wuchs. All meine kindlichen Sorgen und Freuden waren verschwunden. Jetzt war nur noch eines wichtig: ich saß auf den Schultern meines Vaters, seine starken Arme hielten mich. Ich war restlos glücklich!

Ich glaube, dass christliche Psychologen Recht damit haben, dass es Kindern, die einen liebevollen Vater hatten, leichter fällt Gott zu vertrauen. Mein Vater lebt nun schon seit mehreren Jahrzehnten nicht mehr. Doch das Gefühl freudiger Erwartung, das ich aus meiner Kindheit kenne, ist geblieben. Manchmal träume ich von meinem Vater. Im Traum weiß ich, dass ich träume. Mein Vater ist nicht wirklich bei mir, doch ich freue mich ihn zu sehen, wenn auch nur im Traum.

Und ich warte darauf, ihn eines Tages wieder zu sehen. Dieses Wiedersehen wird kein Traum sein, sondern der Beginn eines Zusammenseins, das nie zu Ende geht. Ich bin Gott dankbar, dass ich die Welt von den Schultern meines Vaters aus sehen durfte und dass in meiner Seele ein Gefühl der Leere entstand als ich merkte, dass ich keine Gemeinschaft mit Gott hatte. Ich wusste, was oder wen ich suchen musste. Ich lief Ihm entgegen, bis zum Ende des Gartens, und warf mich in seine Arme.

Die erste Liebe

Nebenan, in einer Hütte wie unserer aus Schilfrohr und Lehm, wohnte das schönste Geschöpf der Welt (ihren Namen weiß ich allerdings nicht mehr). Abends, wenn ich sie bei der Hand nahm und wir mit Säcken über den Schultern getrockneten Mist sammeln gingen, kam es mir vor, als könne ich alles. „Der Forstwart sagte, dass im Wäldchen eine Wölfin Junge bekommen hat“, erzählte ich meiner Begleiterin und bemerkte erfreut, dass sie instinktiv meine Hand fester fasste und näher an mich heran rückte. „Hab keine Angst, ich bin ja bei dir“, sagte ich, erfüllt von dem Wunsch, für dieses bemerkenswerte Mädchen eine Heldentat zu vollbringen. Wahrscheinlich wäre ich sogar gerne dem Wolf begegnet, um sie zu beschützen.

Da es damals bei uns keine Kohle gab, wurden die Öfen mit getrocknetem Mist beheizt. Alle zehn Kinder im Dorf sammelten trockenen Mist.

Bevor die Herde am Abend von der Weide zurückkam, gingen wir die Fladen einsammeln, die die Kühe morgens zurückgelassen hatten, als sie zur Wiese getrieben wurden.

Bis zum Abend waren die Kuhfladen trocken, mit nach oben gekehrten Rändern.

Manchmal versanken die Finger noch in weichem Dung, wenn wir einen Kuhfladen aufhoben, doch das störte uns überhaupt nicht. Der Geruch nach Kühen, Milch und frisch-gebackenem Brot blieb mir für mein ganzes Leben sehr vertraut. Genauso wie der in früher Kindheit erwachte Wunsch, für einen geliebten Menschen eine Heldentat zu vollbringen.

Atombombe

Lesen lernte ich bereits mit fünf Jahren. Meine ältere Schwester Olga brachte mir eine Zeitschrift mit dem Namen „Sternchen“. Mit ihr lernte ich lesen. Olga hatte einen Freund, den ich kennen lernte, als er von der Armee zurückkam. Die Beiden hatten Probleme, die ich nicht verstand. Ihr Freund schenkte mir ein kleines Buch mit Bildern. Auf jeder Seite gab es ein Bild mit einem kurzen Begleittext.

Das Bild auf einer dieser Seiten zeigte einen großen Pilz. Erstaunt las ich, dass dieser „Pilz“ eine Atombombenexplosion war. Auf anderen Bildern waren Menschen dargestellt, die sich vor dieser Explosion in Sicherheit brachten. Ich kann mich noch gut an eine Illustration erinnern: durchs Fenster des Hauses sieht man in der Ferne über der Steppe den Atompilz, und im Zimmer, mit dem Kopf zum Fenster, liegt ein Mensch. Er bedeckt seinen Kopf mit den Händen. Im Begleittext stand, dass ich mich unters Fensterbrett legen und den Kopf mit den Händen bedecken müsse, wenn ich durchs Fenster einen Atompilz sähe. Ich

erinnere mich, dass ich bereits damals zweifelte, ob das helfen würde.

Ich las in meinem Leben viele Bücher, doch das erste ist mir für immer im Gedächtnis geblieben. Als ich zwölf Jahre alt war und mein älterer Bruder Andreas vierzehn, lebten wir in Kasachstan. Unsere Mutter arbeitete als Weichenstellerin. Manchmal nahm sie uns zu Nachtdiensten mit, insbesondere zu einem Außenposten, der weit entfernt in der Steppe lag, damit es für sie nicht so unheimlich war.

Bei einem dieser Dienste wurde der Himmel mitten in der Nacht plötzlich von einem hell auflodernden Licht erleuchtet. Wir liefen aus dem Wächterhäuschen, standen inmitten der kasachischen Steppe und betrachteten den Feuerball, der sich über den halben Himmel ausbreitete und scheinbar die ganze Welt in sich hineinzog. Weiter hinten am Himmel waren die Lichter eines Flugzeugs zu sehen, das offensichtlich irgendwo weit über der Steppe eine Atom-bombe abgeworfen hatte. Erst später erfuhr ich von dem Moratorium über Kernwaffenversuche in der Atmosphäre. Doch damals standen wir da und betrachteten dieses erstaunliche Schauspiel, das vielleicht einige Minuten lang dauerte.

Dieser Feuerball sah nicht so aus wie der „Pilz“ aus meinem ersten Buch, ich lag nicht mit dem Kopf zum Fenster im Wächterhäuschen und hatte meine Hände nicht über den Kopf gelegt.

Die Schlittschuhe

Die Deutschen und andere Rechtlose bauten ihre Häuser im Altai auf sehr einfache Weise. Auf dem Grundriss des künftigen Hauses rammte man Pfosten in die Erde oder grub Pfähle ein. Die Pfosten wurden von innen mit Latten oder Brettresten verbunden und durch Querlatten verstärkt. Anschließend wurden Schilfbündel eingefügt. Das Schilf holte man vom Kulundinsker See. Zum Schluss wurde das Schilf von außen mit Latten festgedrückt und die Wände waren fertig. Auf die Pfosten legte man Querbalken, die mit Schalbrettern und einer dicken Schicht Schilf bedeckt wurden. Das Innere dieser ganzen Konstruktion wurde in Zimmer unterteilt.

Das erste Zimmer, zur Straßenseite hin, war das Schlafzimmer der Eltern. Dann kamen die Küche und der Hausflur, der den Wohnteil des Hauses vom Heuboden und vom Stall trennte. So konnte man im Winter zum Heuboden und zum Stall gehen, ohne dass man das Haus verlassen musste.

Auf der Hofseite war ein kleines Vorzimmer an den Flur angebaut, in dem die Truhe mit Getreide stand und von wo aus der große Ofen beheizt wurde, in den ein riesiger Kessel eingebaut war. Darin wurden Gerste und Weizen für „Kaffee“ geröstet, den die Leute „Prips“ nannten. Und hier briet man auch das Fleisch des für den Winter gemästeten Schweins. Wenn Weizen geröstet wurde, bekamen wir die roten Körner, die noch nicht zu „Kaffee“ geworden waren, zum Naschen. An Feiertagen wurde in dem Kessel für die ganze Gemeinde Borschtsch gekocht.

Die ganze Konstruktion aus Pfosten, Balken, Latten und Schilfrohr wurde mit Lehm bestrichen, der mit Stroh und

Kuhmist vermischt war, dann war das Haus fertig. Fast alle Häuser des Dorfes waren auf diese Art errichtet worden. Der Erdboden wurde begradigt und ebenfalls mit einer Schicht mit Kuhmist vermischten Lehms bestrichen. Manchmal bedeckte man den Boden auch mit Dachpappe. Bei uns war in einem Zimmer Dachpappe auf dem Boden, aber im Schlafzimmer meiner Eltern, das gleichzeitig als Wohnzimmer diente, war der Fußboden aus Lehm. Einmal im Monat oder etwas seltener, aber in jedem Fall vor Feiertagen, wurde der Fußboden „erneuert“, dann roch es im ganzen Haus nach frischem Mist und Gebäck. Diese Gerüche verbinde ich bis heute mit der Vorfreude auf einen Feiertag, dem Gefühl nach Zuhause.

Der mit Dachpappe bedeckte Küchenfußboden wurde mit brauner Ölfarbe, so genannter Fußbodenfarbe, gestrichen. In der Küche stand der Herd, auf dem gekocht wurde. Im Sommer wurde der Herd mit Stroh und Wermut geheizt, und im Winter mit Mist, den wir im Sommer vorbereitet hatten. Aus Kuhmist, der mit Stroh und Spreu gemischt wurde, formten wir Briketts, die wie kleine Backsteine aussahen. Diese wurden in der Sonne getrocknet und anschließend aufgestapelt.

Als unsere Eltern einmal nicht zu Hause waren, sie waren in einem Nachbardorf zu Besuch, sprang ein kleines Kohlenstück aus dem Herd und über das Stück Blech vor dem Feuerloch auf die Dachpappe. Da diese mit einer dicken Farbschicht überzogen war, fing sie Feuer und begann stark zu qualmen. Das ganze Haus füllte sich mit beißendem Rauch.

Wir Kinder rannten ins Freie. Einer von uns lief zu Reimers, unseren Verwandten, die in der Nähe wohnten. Onkel Heinrich kam herbeigeeilt und wollte zuerst das Küchen-

fenster öffnen, dessen Rahmen festgenagelt und mit blauer Farbe gestrichen war. Er versuchte das Fenster mit verschiedenen Werkzeugen zu öffnen, doch alles ohne Erfolg. Da fielen ihm die Schlittschuhe auf, von denen wir nur ein Paar für alle hatten. Mit einem Schlittschuh als Stemmeisen gelang es ihm schließlich, das Fenster zu öffnen. Dann kletterte er ins Haus und löschte das Feuer.

Traurig hielt ich einen Schlittschuh mit abgebrochenem Ende in den Händen. Das war es nun. Auf diesen Schlittschuhen würde ich nicht mehr laufen können. Ich weiß nicht mehr, ob ich mir irgendwelche Sorgen um das Haus gemacht hatte. Aber dass die Schlittschuhe kaputt waren, schmerzte mich noch lange. Selbst in Kasachstan, wohin wir im Jahr 1957 umzogen, wo ich bereits auf meinen eigenen Schlittschuhen lief und auf dem gefrorenen Wasser aus einem undichten Hydranten und auf der vereisten Straße Hockey spielte, erinnerte ich mich wehmütig an den zerbrochenen Schlittschuh. Vielleicht lag es daran, dass es der erste Verlust war, den ich bewusst erlebte.

Der Küchenfußboden wurde am nächsten Tag mit neuer Dachpappe belegt und neu gestrichen. Ich wusste nicht, dass Ölfarbe nur langsam trocknet und ging brennend vor Neugier in die Küche, wobei ich staubige Fußspuren hinterließ. Mutter regte sich auf, aber Vater sagte: „Lass ihn. Das war doch keine Absicht. Es ist doch nur der Fußboden.“

Winter

Schneesturm. Dieses Wort rief bei den Bewohnern unseres Dorfes Angst hervor.

Wenn es im Winter zu schneien und zu stürmen begann, dachten die Menschen vor allem an jene, die unterwegs waren. Fast jeden Winter erfror jemand, der unterwegs in einen Schneesturm geraten war. In die Nachbardörfer führen die Leute im Winter auf Pferdeschlitten oder Schlitten, die an Traktoren angehängt wurden. Doch selbst für Traktoren war es im Schneegestöber schwierig, von einem Dorf ins andere durchzukommen.

An den Winterabenden saßen die Erwachsenen um unseren runden Tisch herum und erzählten sich Geschichten, von denen eine schrecklicher war als die andere. In der Mitte des Tisches stand eine Petroleumlampe, die nur die Gesichter anstrahlte und die Ecken des Raumes im Dunkeln verschwinden ließ, was die Erzählungen besonders geheimnisvoll und überzeugend machte.

Ich war unter dem halblauten Gemurmel des Erzählers eingeschlafen und träumte von Wölfen und von Menschen, die sich im Schneesturm verirrt hatten.

Oft konnte ich nicht unterscheiden, was ich im Traum gesehen und was ich von den Erwachsenen gehört hatte. Manchmal wachte ich aus diesen Träumen mitten in der Nacht auf. Wenn ich dann das gleichmäßige Atmen meiner Eltern hörte, beruhigte ich mich und schlief wieder ein. Wenn ich weinte, nahm mich meine Mutter auf die Arme und beruhigte mich. Sie trug mich zum zugefrorenen, von einem wundersamen Muster überzogenen Fenster und zeigte nach draußen: „Schau, dort ist niemand.“ Zuerst erschrak ich vor meinem eigenen Spiegelbild im Fenster. Das Fens-

ter war zur Hälfte mit Schnee zugeweht, und es erschien mir seltsam, den Schneehaufen „von innen“ zu sehen.

Am Morgen nach dem Schneesturm hörte man überall das Knirschen von Schritten auf dem festen Schnee, die Stimmen von Leuten beim Freischaufeln ihrer Haustüren und das freudige Bellen von Hunden, die endlich wieder frei draußen herumlaufen durften. Im Altai gingen die Eingangstüren der Häuser nach innen auf, sodass man auch aus einem völlig zugewehten Haus hinausgelangen konnte.

Nach so einem Schneesturm veränderte sich die Welt völlig. Normalerweise waren die Häuser nicht mehr zu sehen, nur die Schornsteine ragten über den Schnee hinaus. Aus den Schornsteinen stieg hellblauer Rauch senkrecht zum Himmel auf. Es roch nach frischem Brot und nach dem besonderen Duft von verbrennendem Mist. Die Felder sahen aus wie eine weiße Wüste mit schneeweißen Dünen. Bis zum Abend waren sie bereits von doppelten Streifen durchzogen, den Spuren von Mäusen, Hasen und Füchsen. Das Wäldchen hatte sich in einen Festungswall verwandelt, hinter dem irgendwo in der Ferne China lag.

Von dem völlig mit Schnee zugewehten Heuschober ging eine riesige Schneewehe in den Garten hinunter, die für einige Tage zu einem äußerst interessanten Ort wurde. Auf dieser Schneewehe konnte man Schlitten fahren oder sich einfach in den Garten hinunterrollen lassen. Dabei drang der Schnee in die Filzstiefel und in den Mantelkragen. Doch erst wenn es unerträglich wurde, wenn die Füße froren, weil der Schnee in den Stiefeln geschmolzen war, oder wenn Mutter uns zum Abendbrot rief, hörte das Spiel auf. Ich fand es schade, dass ich das Zusammensein mit dem Winter für den langen Abend und die Nacht unterbrechen musste.

Seit meiner Kindheit habe ich den Schlaf als eine sinnlose, wenn auch unvermeidliche Zeitverschwendung betrachtet. Ich frage mich, ob wir in der Ewigkeit auch schlafen werden?

Die Bibelstunde

Heinrich Becker, ein Reiseprediger, war in unser Dorf gekommen. Im Zimmer bei uns hatten sich etwa zwanzig Erwachsene und fünf oder sechs Kinder versammelt. Ich verstand nicht, was Onkel Becker, wie ihn alle nannten, erzählte. Er redete sehr lange. Ich schlief unter dem Tisch zwischen Beinen und Rücken ein. Als ich aufwachte, war die Stimme des Erzählers immer noch zu hören. Ich schaute unter dem Tisch hervor und sah, dass alle sehr aufmerksam zuhörten. Dann schlief ich zu den Füßen meiner Mutter wieder ein. Plötzlich erwachte ich davon, dass sich alle hinknieten und beteten. Sie beteten und beteten und ich schlief wieder ein. Dann erwachte ich von neuem, als alle sangen. Sie sangen ein Lied, ein zweites, ein drittes ... Dabei schlief ich ein. Das nächste Mal wachte ich erst am späten Vormittag auf. Onkel Becker war nicht mehr da. Er war in ein anderes Dorf weitergefahren, wo ebenfalls eine Bibelstunde stattfand.

Ich hatte die Bekehrung meiner Eltern, ihre Taufe und ihre verspätete Trauung verschlafen, die sie im Schutz der Nacht vollzogen hatten. Damals hatten sich gleichzeitig zwanzig Paare taufen und trauen lassen. Sofort nach seiner eigenen Bekehrung und Taufe half mein Vater Onkel Becker, die anderen Neubekehrten zu taufen. So entstand in Serebropol eine Gemeinde.

All dies verstand ich damals noch nicht. Ich erinnere mich nur daran, dass ich häufig an langen Winterabenden unter dem Tisch zu Füßen meiner Mutter einschlief, während die Gemeinde lange und andächtig sang. Das war meine erste, noch unbewusste Berührung mit der Kirche.

Und ich erinnere mich auch, dass Mutter uns unter der Aufsicht von Andreas Letkemann alleine ließ, wenn die Bibelstunde bei anderen Leuten stattfand und die Eltern für längere Zeit aus dem Haus gingen. Ich weiß noch, wie ich überlegte, ob Andreas eigentlich erwachsen sei und ob ich ihm daher vertrauen könne.

Der Fußboden

In Kasachstan wohnten wir am Rangierbahnhof Saran-Ugolnaja bei unseren entfernten Verwandten, der Familie Grundmann. Dann bauten meine Eltern ein Haus in der Grabenstraße. Es war das erste Haus in dieser Straße, die kurz war und insgesamt nur aus neun oder zehn Häusern bestand.

Fast alle Häuser wurden gleichzeitig gebaut. Tagelang spielten wir auf der Baustelle, manchmal halfen wir auch auf irgendeine Weise mit. Mein Bruder Andreas war neun Jahre alt, ich sieben. Wir hämmerten mit kleinen Nägeln große Flächen aus schmalen langen Schindeln zusammen, und unsere einundzwanzigjährige Schwester Olga nagelte sie an die Schalbretter, aus denen die Decke in unserem Haus bestand. Die Wände waren aus Schlackenstein.

Unser Haus schien mir im Vergleich zu dem Haus im Altai sehr groß zu sein. Besonders die Decke kam mir hoch vor. Vielleicht lag das auch daran, dass der Boden noch kei-

ne Dielen hatte, es waren erst kleine Pfosten aus Ziegelsteinen vorbereitet. Aus den Gesprächen der Erwachsenen wusste ich, dass der Fußboden das Wichtigste am ganzen Haus war. Die Bretter durften nicht mit Schimmelpilz befallen sein, sonst würde der Fußboden bald morsch und den Pilz bekäme man nie wieder los. Deshalb war unser Fußboden noch nicht gedielt. Bretter für den Boden waren schwer zu bekommen.

Nebenan baute die Familie Scherer. Obwohl sie Kinder in unserem Alter hatten, waren diese nicht unsere Freunde: ihre Eltern wollten nicht, dass ihre Kinder unter den Einfluss der Frommen gerieten. Am Sonntag war auf unserer Baustelle kein Erwachsener zu sehen. Nur wir Kinder spielten nach dem Gottesdienst Verstecken oder Fangen. Es ist Sünde am Sonntag zu arbeiten, meinten meine Eltern. Auf der Baustelle der Nachbarn war die Arbeit in vollem Gange. „Wann wollen diese Knierutscher bauen?“, fragten Scherers verächtlich. Das waren die ersten Deutschen, die ich kennen lernte, die nicht an Gott glaubten. Bis heute erscheint es mir seltsam, einen gottlosen Deutschen zu sehen, obwohl ich heute sowohl Hegel als auch Engels und Feuerbach kenne.

„In der Zeche 105 wurde ein hölzernes Bushaltestellenhäuschen ausgemustert, und ich kann es bekommen. Für nur drei Rubel und fünfzig Kopeken“, erzählte mein Vater freudig erregt beim Essen. Mit der ganzen Familie fuhren wir hin, um das Häuschen zu zerlegen. Die Bretter des Wartehäuschens reichten für den Fußboden im ganzen Haus und sogar für den Taubenschlag über der Scheune. Die Bekenntnisse von der Art „Mascha liebt Dima“ an der Wand des Taubenschlags waren merkwürdig anzusehen. Die Schimpfwörter hatte Vater abgehobelt.

Unser Haus war fertig. Besonders freute sich Vater über den Fußboden: Er war gerade geworden, die Nut- und Feder-Bretter lagen dicht aneinander. In dem neuen Haus, in der hellen Stube mit den zwei Fenstern, fand die Bibelstunde statt. Im Nachbarzimmer, dem Schlafzimmer meiner Eltern, wiegte ich meine kleine Schwester Irma. Onkel Becker war zu Besuch gekommen. Er erzählte die Geschichte von Lot so, dass alle Zuhörer ergriffen waren. Auch ich erinnere mich bis heute an die Geschichte vom Untergang Sodoms nach seinen Worten. Zusammen mit meinem Schwesterchen schlief ich unter dem Klang der mir immer unverständlicher werdenden deutschen Sprache ein.

Scherers wechselten bereits zum zweiten Mal den Fußboden aus: sie konnten den Pilzschimmel einfach nicht loswerden. Ich wusste, warum. Sie hätten nicht über Menschen lachen sollen, die vor Gott knien.

Ugolnaja

Die Kohlegruben konnte man an den Abraumphügeln erkennen, die neben ihnen aufgeschüttet waren. Mir erschienen diese Hügel wie große Berge, manchmal rauchten sie auch wie Vulkane, wenn sich Kohlestücke von selbst entzündet hatten. Die einzelnen Gruben waren durch Eisenbahnstrecken miteinander vernetzt; genauer gesagt waren sie alle mit der Veredelungsanlage verbunden. Und all diese Gleise liefen am Rangierbahnhof Saran-Ugolnaja zusammen, um den herum eine kleine Siedlung, genannt Ugolnaja, entstanden war, die aus ein paar Straßen bestand: der Bahnhofstraße, der Majakowski Straße, der Ostrowski Straße, der Grabenstraße und der Neuen Straße.

In der Bahnhofstraße wohnten unsere Verwandten Knaus und Reimer und auch der Wächter Wirth, der allen Kindern der Siedlung Turnschuhe aus Segeltuch nähte, sowie meine Klassenkameradin Walja Suchorukowa, ein bemerkenswertes kleines Mädchen mit einem blonden Lockenkopf und wunderschönen blauen Augen. Einmal erklärte ich meinen Eltern am Mittagstisch, ich war gerade in der ersten Klasse, dass ich Walja heiraten würde, wenn sie Deutsche wäre.

In der Majakowski Straße wohnten meine Freunde: Wowka Klein, dessen Vater bei einem Eisenbahnunglück bei lebendigem Leibe verbrannt war, Pjotr Zarkow, der auch keinen Vater hatte und bei seiner Mutter lebte, und Nemtyr. Nemtyr war ein taubstummer Zigeuner, der alleine mit seiner Mutter lebte, da auch er keinen Vater hatte. Zu seiner Mutter kamen Männer aus der ganzen Siedlung. Den Namen Nemtyr gaben wir ihm, weil er nicht sprechen konnte. Wie ihn seine Mutter nannte, weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass er kurz nach unserem Umzug nach Kirgisien ins Gefängnis kam.

In der Ostrowski Straße wohnten Grundmanns, die uns aufgenommen hatten, als wir aus Sibirien kamen. Eduard, der älteste ihrer zahlreichen Kinder, wurde mir ein Freund fürs Leben.

Dann kam Familie Letkemann. Auch sie waren aus dem Altai zugezogen. Peter und ich gingen in dieselbe Klasse. Als er gefragt wurde, warum er nicht zu den Pionieren gehe und kein Halstuch trage, stand er auf und sagte klar und deutlich: „Weil ich an Gott glaube!“ Auf Peter bin ich bis heute stolz.

Dann kam das Haus unserer älteren Schwester Olga, in dem sie mit ihrem Mann Nikolaj lebte. Nikolaj war Ukrai-

ner. Seine Eltern lebten auch in unserer Siedlung. Als wir auf Nikolajs und Olgas Hochzeit waren, gab sein Vater Andreas und mir „Kwass“ zu trinken. Wir waren davon so beschwipst, dass wir nach Hause gebracht werden mussten. Nikolajs Vater bekam dafür Ärger mit seiner Frau.

Nikolaj schickte mich häufig Zigaretten holen. Auf dem Rückweg vom Laden zog ich meist eine heraus. Er bemerkte es, sagte aber nichts. Von ihm lernte ich das Rauchen. Mir gefiel es, wie er mit der Zigarette zwischen den Zähnen da saß, ein Auge wegen des Rauchs zugekniffen, und an seinem selbstgebauten Radioempfänger lötete.

In der Grabenstraße wohnten wir. Zu unserer Straße gehörten nur die Häuser auf der einen Straßenseite. Die andere Seite hieß Neue Straße. Dort wohnte der stärkste Mann, den ich jemals kennen gelernt habe. Sein Name war Chan Wa Ik. Er konnte auf seinen Schultern einen ganzen Sack Mehl aus der mehrere Kilometer entfernten Stadt tragen. Er war Koreaner. Seine Töchter gingen mit mir in die Schule. Sie sprachen sehr schlecht Russisch. Ich bemerkte gar nicht, wie die koreanische Familie verschwand. Plötzlich waren sie einfach nicht mehr da und niemand wusste, wohin sie wegzogen. Die Leute flüsterten untereinander, dass sie ins Ausland gegangen seien: nach Korea oder nach China.

Viele unserer Verwandten und Bekannten arbeiteten in einem der Kohlenbergwerke oder in den Werkstätten, die zu ihnen gehörten.

Mein Onkel, Jakob Larinez, der seinen Nachnamen im Kinderheim bekommen hatte und eigentlich Lorenz hieß, arbeitete auf dem Eisenbahn-Schneepflug. Mein Vater war Schlosser in den Werkstätten und meine Mutter Weichenstellerin.

Hinter der Linie, wie wir das ganze Netz von Eisenbahngleisen nannten, war eine riesige tiefe Pfütze, zweihundert Meter lang und sechzig Meter breit, die im Frühjahr zu einem richtigen See wurde. Dahinter befanden sich die Gärten. Jeden Abend musste man mit Eimern Wasser aus diesem See holen und die Tomaten und Gurken gießen. In jede Vertiefung kam ein halber Eimer. Goss man einmal weniger, fiel es nicht auf. Machte man es aber jeden Abend, konnte man sehen, dass es im Nachbargarten Tomaten und Gurken gab und in unserem nur magere und schwache Abbilder von saftigem Gemüse. Auch diese Erfahrung prägte meine Einstellung zum Leben: unser Handeln, ob sichtbar oder unsichtbar, hat unvermeidliche Folgen.

Hinter den Gärten lagen die Kartoffeläcker. Die Kartoffeln mussten mindestens zweimal in jedem Sommer gejätet werden. Ob es eine Kartoffelernte gab oder nicht, hing davon ab, ob es im jeweiligen Jahr rechtzeitig regnete. Auf den Rainen zwischen den einzelnen Pflanzenreihen und zwischen den Äckern wuchsen wunderbare Beeren, die Nachtschatten. Grün waren sie bitter und giftig, aber schwarz und reif eine wunderbare Delikatesse. Manchmal sammelten wir sie für Wareniki, eine Art von Teigtaschen mit Füllung, in diesem Fall einer Beerenfüllung.

Hinter den Kartoffeläckern begannen die Hügel, die hier und da mit Zwergakazien, bei uns Karaganik genannt, bewachsen waren. Wenn man weiterging und sich in der Niederung zwischen den Hügeln ins Gestrüpp aus Karaganik und Riesenkletten legte, waren keine Abraumhalden mehr zu sehen. Dann sah man nur noch den Himmel, hörte das Gezwitscher der Vögel und die entfernten Signale der Loks, die zwischen den Gruben hin- und herfuhren und lange Zugladungen mit Kohle irgendwohin ins Nirgendwo brachten.

Hier verbrachte ich meine Kindheit. Ich holte in der Schonung Renetten, eine Art kleiner Äpfelchen, angelte am Damm Karauschen und Rotfedern und schnitt entlang der Eisenbahnlinie Gras für unsere Kuh, die aus unerfindlichen Gründen abends von der Weide hungrig nach Hause kam.

Am Ende unserer Straße war eine große Lichtung, auf der wir im Frühjahr Pilze sammelten. Im Sommer holten wir dort wilden Knoblauch, den wir auf eine mit Salz bestreute Brotrinde rieben. Wir aßen diesen Leckerbissen mit unaussprechlichem Genuss. Auf dieser Lichtung spielten wir den ganzen Sommer lang Fußball. In der Siedlung Ugolnaja verbrachten wir fast sieben Jahre.

Ich kann schwimmen

Wenn im Frühjahr das Tauwasser im Graben (nach dem unsere Straße benannt war, da sie auf ihn zuführte) das Eis brach und die Eisschollen in den Sumpf hinter der finnischen Siedlung trug, wurde die Pfütze hinter der Eisenbahnlinie zu einem großen, wasserreichen See. Aus Eisenbahnschwellen, von denen es bei uns reichlich gab, bauten wir Floße und fuhren auf ihnen über diesen See, indem wir uns mit langen Stangen vom Boden abstießen. Ein Floß aus drei Schwellen galt als gutes Schiff, eines aus fünf Schwellen als Kreuzer.

Andreas und ich schwammen auf einem Floß aus fünf Schwellen, als plötzlich jemand vom kleineren Nachbarfloß beschloss, auf unseres hinüberzuspringen. Wir konnten das Gleichgewicht auf dem Floß nicht mehr halten und landeten alle im Wasser. Als ich wieder auftauchte, begann ich zu rudern und ... schwamm. Nur ein Mal tauchte ich noch un-

ter, da es anscheinend noch einfacher war, unter Wasser zu schwimmen als an der Oberfläche. So lernte ich schwimmen.

In dieser Pfütze badeten wir den ganzen Sommer. Sie hatte braunes Wasser, und wenn man lange Zeit im Wasser blieb, bekam man um den Mund herum einen eigentümlichen „Schnurrbart“.

Die Macht der Bücher

Die Schule befand sich in der Stadt Saran. Es war ein großes, zweistöckiges Gebäude, in dessen Hof der Rumpf eines Kampfflugzeuges lag. Die Leute erzählten, dass es irgendwo in der Steppe abgestürzt und auseinandergebrochen sei.

Die Bibliothek lag im Erdgeschoss, direkt rechts neben dem Eingang. In den Pausen konnte man die gelesenen Bücher austauschen. Manchmal stellte ich mich dort mehrmals am Tag an. „Du darfst nur von diesem Stapel nehmen und mehr als zwei bekommst du nicht!“, sagte die Bibliothekarin streng und zeigte auf den Bücherstapel, neben dem das Schild „Für die zweite Klasse“ stand. Doch diese Bücher waren so dünn und mit so vielen Bildern, dass sie mir kaum bis zur nächsten Pause reichten.

Ab und zu gelang es mir, ein Buch aus dem Stapel für die höheren Klassen zu ziehen. Die meisten dieser Bücher handelten vom Krieg. Aber manchmal fielen mir auch ein historischer Roman oder ein Abenteuerroman in die Hände. Dann war ich glücklich! Die Bücher trugen mich in eine wunderschöne Vergangenheit: Ich entdeckte Amerika oder Sibirien, war mit Marco Polo unterwegs oder begab mich auf eine Irrfahrt auf dem Amazonas. Ich liebte Fenimore Cooper und Jack London, ich entdeckte für mich Mayne

Reid und Jules Verne. Besonders mochte ich den Onkel Tom der wunderbaren Schriftstellerin Beecher-Stowe und Arsenjews Dersu Usala. Mit dem „Kapitän von fünfzehn Jahren“ und anderen „Kindern des Kapitäns Grant“ durchquerte ich nachts Afrika. Vorbehaltlos ergab ich mich der Macht der Bücher.

Das Ende der Kindheit

„Dein Vater ist ein Landesverräter!“, schrie die Lehrerin und schäumte vor Wut. „Erzähle, was er gemacht hat!“ Ich war in der vierten Klasse. Leute vom KGB und einige Milizionäre waren zu uns nach Hause gekommen und hatten meinen Vater verhaftet. Ich verstand nicht, warum sie mit vorgehaltener Pistole kommen mussten, warum sie die Fußbodenbretter herausbrachen, warum sie Kissen aufschlitzten, den gesamten Inhalt der Kommodenschubladen ausleerten und dort etwas Unverständliches suchten, das sie „Beweisstücke“ nannten.

Im Gerichtssaal erfuhr ich dann, dass sie tatsächlich ein Beweisstück für die „Verbrechen“ meines Vaters gefunden hatten – einen Zettel mit ein paar Namen. Daraus ging hervor, dass der „Bürger Andrej Andrejewitsch Zorn sieben Personen in eine Sekte gelockt hatte“.

Das Gericht blieb mir als etwas sehr Düsteres und Unverständliches in Erinnerung. Es wurden mehrere Leute verurteilt. Die riesige Ansammlung von meist feindlich gesonnenen Menschen erschien mir als Verkörperung des Bösen. Mein Vater bekam fünf Jahre auf Bewährung.

Die Schuldirektorin rief mich in ihr Büro und forderte mich auf, den Pionieren beizutreten. Ich weigerte mich be-

harrlich. Mit Ohrfeigen und Schimpfkanonaden versuchte sie mir zu beweisen, dass die Gesellschaft der Erbauer des Kommunismus dieser „Zusammenkunft von Reaktionären“ weit überlegen sei. Damals wusste ich noch nicht, dass Nikita Chruschtschow all jenen, die den Aufbau des kommunistischen Staates und die Erziehung des neuen Menschen störten, einen schonungslosen Krieg angesagt hatte. Besonders verhängnisvolle Hindernisse für die Erziehung des Menschen der kommunistischen Zukunft waren für ihn religiöse Überbleibsel (er versprach dem Volk, bald im Fernsehen den letzten Baptisten zu zeigen) und Getreidemangel. Für diese beiden „Fronten“ mobilisierte er vom Kleinsten bis zum Größten alle Menschen im ganzen Staat.

Es war schmerzlich und unverständlich für mich, warum sich meine Klassenkameraden, sogar meine Freunde, von mir abwandten. Warum meldete sich auf die Frage der Lehrerin: „Wer weiß, mit welchen Gesetzeswidrigkeiten sich Familie Zorn beschäftigt?“, einer der Klassenkameraden, den ich für einen Freund gehalten und mit dem ich bei mir zu Hause gespielt hatte? Als ich mich umdrehte, sah ich, wie Wanja die Hand hob: „Waldemars Mutter malt Bibeltexte und hängt sie an die Wand“. Ich schaute ihn verwundert an und konnte nicht begreifen, warum er mich verriet. Es hatte ihn doch niemand zum Reden gezwungen. Damals blieben mir nur wenige Freunde. Doch die sind es auch heute noch.

Im Februar 2003 war ich in Moskau bei einer Missionskonferenz der Euroasiatischen Föderation der Evangeliumschrsten-Baptisten. Sie fand im Sanatorium des Gewerkschaftsrats einer Moskauer Fabrik statt. Und als Elvira und ich im Mai 2003 an der Missionskonferenz der Stiftung „Licht auf dem Balkan“ in Sofia teilnahmen, wohn-

ten wir für ein paar Tage in der ehemaligen Residenz von Todor Schiwkow, der die Gläubigen ebenfalls bekämpft hatte. Vielleicht wohnten wir sogar in denselben Zimmern wie Chruschtschow oder seine Ideologen bei ihren Bulgarienbesuchen. Nach beinahe fünfzig Jahren gibt es in den Ländern der ehemaligen Sowjetunion mehr Christen als jemals zuvor. „Die Tore sprechen in ihrem Herzen: ‚Es ist kein Gott‘“.

Heute ist es einfach, über das Verhältnis von Kirche und Staat zu philosophieren. Doch damals, während der Gerichtsverhandlung und danach, als alle Zeitungen abscheuliche Lügen über die Christen verbreiteten, als selbst gebildete Leute glaubten, dass Baptisten ihre Kinder opfern und hinter geschlossenen Türen Sexorgien veranstalten und als im Fernsehen ständig Filme wie „*Wolken über Borsk*“ liefen, war es wirklich nicht einfach Christ zu sein. Ich lehnte kommunistische Parolen von ganzem Herzen ab, weil ich das gottlose, menschenverachtende System hinter ihnen sah. Ich verbrachte meine Kindheit in dem Gebiet des KarLag, eines Systems von Arbeitslagern, das in Kasachstan eine Fläche umfasste, die größer als Frankreich war.

An diesem Punkt endete meine sorglose Kindheit. Ich hatte begriffen, dass ich in einer großen und feindseligen Welt lebte. Eine unsichtbare Schutzhaut war zerrissen, die die Kinder von dieser Welt abschirmt, und nur das durchlässt, was ein Kind aufnehmen und mitfühlen kann. Ich war damals zwölf Jahre alt.

Archäologieunterricht

Familie Knaus hatte ein Päckchen aus der DDR bekommen. Darin waren neue Männerschuhe. Sie waren so schön und steif, dass ich mir nicht vorstellen konnte, wie jemand sie anziehen konnte.

Damit die Schuhe im Päckchen nicht zerdrückt wurden, waren sie mit Papier ausgestopft.

Meine Mutter und ihre Schwester, Tante Katja, saßen in unserer Küche und betrachteten die Seiten einer Zeitschrift der Deutschen Bibelgesellschaft, die sie aus den Schuhen gezogen, glatt gestrichen und auf dem Tisch ausgebreitet hatten. Dabei unterhielten sie sich aufgeregt. In der Zeitschrift waren Fotografien einer Wüste und einer Höhle, der Text war auf Deutsch.

„Was steht da?“, fragte ich brennend vor Neugier.

„In der Nähe von Jerusalem wurden in der Wüste am Toten Meer Bibelhandschriften gefunden“, erzählte meine Mutter.

„In dieser Höhle“, sie zeigte auf ein Foto, „fand man Schriftrollen von biblischen Büchern, die wir auch heute noch lesen.“

„Und in welcher Sprache sind sie geschrieben?“

„Hebräisch.“

Bis dahin hatte ich geglaubt, die Bibel sei ein deutsches Buch, geschrieben in gotischer Schrift. Und die Geschichten in ihr hätten keinen Bezug zu unserem heutigen Leben. Aber nun verstand ich plötzlich, dass das Volk der Bibel auch heute noch existiert und dass die Bibel sein Buch ist. Ich verstand, dass die Bibel ihre eigene Welt hat, die wir nicht kannten, weil wir in einem Land lebten, das der Bibel den Krieg erklärt hatte.

Mein Vater grub im Hof einen Brunnen. Eine Weile führte er normales Trinkwasser, dann konnte man mit seinem Wasser nur noch den Garten gießen und schließlich war der Brunnen völlig versalzen und Vater beschloss, ihn zuzuschütten. In die Vertiefungen, die die Pfosten der Brunnenwinde hinterlassen hatten, warf ich eine Handvoll Münzen, die außer Gebrauch gekommen waren. Chruschtschow hatte völlig unerwartet von Heute auf Morgen eine Währungsreform durchgeführt, und der Geldwert war auf ein Zehntel gefallen. Kupfermünzen blieben zum neuen Kurs in Umlauf, „weiße“ jedoch nicht.

Nun vergrub ich all meine Ersparnisse in der Erde. Dabei stellte ich mir vor, dass Archäologen, die sie eines Tages finden würden, daran sehen könnten, dass an dieser Stelle Menschen lebten. An den Münzen könnten sie erkennen, dass die Menschen hier in Zeiten „großer Veränderungen“ lebten. Wir schrieben das Jahr 1961. Juri Gagarin flog ins Weltall und sagte bei seiner Rückkehr, er habe Gott nicht gesehen.

Der Umzug

Im Sommer 1963 beschlossen Familie Knaus und unsere Familie nach Kirgisien umzuziehen. Weil mein Bruder Andreas und ich das neue Schuljahr von Anfang an in Kirgisien besuchen sollten, aber unsere Eltern das Haus noch nicht verkauft hatten, schickten sie uns mit Onkel David Knaus und dem gesamten Hausrat im Lastwagen los. Sie selbst wollten später mit dem Zug nachkommen.

Ich freute mich sehr, auf der Ladefläche eines Lastwagens die „unendliche“ Strecke von tausend Kilometern zu fahren. Direkt hinter Karaganda mit seinen zahllosen

Kohlenbergwerken und vielen Siedlungen begann die Hungersteppe. Die Straße führte zwischen Hügeln hindurch, die mit Resten von verdorrtem Gras und sonnenverbranntem Steppengras bedeckt waren. Nur an den Ufern schmaler, eingetrockneter Bäche wuchsen grünes Gesträuch und hin und wieder auch Schilf. Zieselmäuse betrachteten unser Auto verwundert vom Eingang ihrer Höhle aus und stürzten voller Panik ins Loch, wenn wir näher kamen. Hier und da sahen wir verlassene Gebäude. Manchmal schauten uns Kamele gleichgültig nach.

Die Hitze, der Staub und das monotone Vorbeiziehen der Hügel wirkten einschläfernd. Onkel David fuhr mit dem Fahrer in der Kabine. Auf der Ladefläche war außer uns noch ein Mitreisender, ein Bekannter des Fahrers. Ich hatte gesehen, wie sie vor der Abfahrt eine Flasche Wodka gekauft hatten, zu der unser Reisegefährte jetzt ständig griff. Ich glaube, dass er sich nach der kindlich-naiven Regel richtete: einen Schluck merkt man nicht, der macht nichts aus. Bis zum Abend hatte er die ganze Flasche geleert und schlief tief und fest, als wir für die Nacht im Dorf Rudnik anhielten.

Ich kletterte bereits auf den felsigen Hügel beim Dorf, als ich sah, wie der Fahrer seinen Freund mit den Fäusten verprügelte. Ich lief zurück. „Ist es wegen des Wodkas?“, fragte ich Onkel David und bat ihn dazwischenzugehen. „Nein. Nicht wegen des Wodkas. So gehen Freunde einfach nicht miteinander um“, antwortete der Onkel und weigerte sich, für den Egoisten einzutreten.

Gegen Abend des folgenden Tages fuhren wir durch die kirgisische Hauptstadt Frunse. Ich war überwältigt von den riesigen Bäumen entlang der Straße und den mit Efeu umrankten Ampeln an dem Platz, den wir mit unserem staubi-

gen Lastwagen passierten. Der Kontrast zwischen dem blühenden, grünen Kirgisien und dem öden, von schwarzem Kohlenstaub bedeckten Kasachstan war unglaublich.

Der Schlagbaum

An jenem Tag wurde ich am Schlagbaum „angemeldet“. Schlagbaum hieß unser Teil des Dorfes, denn irgendwann hatte hier wirklich ein Schlagbaum gestanden. Zwar war er schon lange nicht mehr da, die Bezeichnung war jedoch geblieben. Schlagbaum hießen auch die Bushaltestelle und später meine Straßenbande.

Andreas und ich gingen zum ersten Mal ins Kino. Das Kino hieß „Roter Oktober“, das war auch der Name der Kolchose. Während der Vorstellung begann ein Junge aus der hinter uns sitzenden Gruppe von Gleichaltrigen sich mit mir anzulegen.

„Nach der Vorstellung gehen wir nach draußen“, sagte einer von ihnen zu mir. Das bedeutete, dass sie uns nicht alle zusammen verprügeln würden, sondern es würde einen Zweikampf geben. Der Kinofilm interessierte mich nicht mehr. Ich dachte die ganze Zeit nur noch an das bevorstehende Duell.

Andreas und ich waren unter den ersten, die das Klubhaus verließen, da wir die Schlägerei vermeiden wollten. Doch die große Gruppe von Gleichaltrigen erwartete uns schon auf dem Weg, auf dem wir nach Hause gehen wollten.

Mein Herausforderer war etwas größer und offensichtlich auch stärker als ich. Alle Jungen bildeten einen großen Kreis, und dann gab einer das Kommando: „Los!“ Wortlos

sprang ich auf meinen Gegner zu und bearbeitete ihn mit einer ganzen Salve von Schlägen ins Gesicht, auf den Kopf, auf die Brust und wo auch immer ich landete. Plötzlich sagte er: „Genug!“ Das war das übliche Zeichen für das Ende des Zweikampfs. Er hatte vielleicht zehn bis zwanzig Sekunden gedauert. Der Junge streckte mir die Hand entgegen, mit der anderen wischte er sich die Nase, aus der Blut tropfte. Wir waren am Schlagbaum aufgenommen.

Mein Gegner und ich gingen in dieselbe Klasse. Freunde wurden wir nicht, aber auch keine Feinde. In dieser Straßenbande verbrachte ich einige Jahre meines Lebens. Soweit ich weiß, ist von diesen Jungen heute nur noch einer am Leben und in Freiheit. Mit ihm schloss ich Freundschaft, bevor ich nach Frunse ans Technikum (technische Fachschule) ging. Dann trennten sich unsere Wege.

Ein echtes Wunder

Andreas und ich wohnten bereits seit einem Monat in Kirgisien. Unsere Eltern, die in Kasachstan geblieben waren, um das Haus zu verkaufen, waren vor ein, zwei Wochen nachgekommen. Sie kauften eine kleine, alte Lehmhütte mit einer Veranda. Über der Tür hing ein Schwalbennest. Doch jetzt im Herbst waren die Jungen bereits ausgeflogen.

Eines Sonntagabends saßen wir am Tisch und aßen in Sonnenblumenöl eingelegte Tomaten und Zwiebeln mit frischem Brot.

„Es steht schlecht um sie“, erzählte mein Vater, der am Samstag Tante Klara besucht hatte. „Sie ist schon seit neun Jahren nicht mehr aufgestanden! Neben einer Blutkrankheit,

für die die Ärzte einfach keine Ursache finden können, ist sie bereits seit Jahren wie gelähmt. Ihre Kinder gehen zur Schule, ihr Mann Jakob arbeitet. Ihre Mutter ist schon alt und hat wenig Kraft. Ihre wundgelegenen Stellen verbreiten einen unangenehmen Geruch im Haus ... Sie bat mich, für ihre Heilung zu beten, wie es im Jakobusbrief steht, aber ich wagte es nicht. Ich riet ihr deshalb, die Gemeinden um intensives Gebet zu bitten. Heute wurde in zwei Baptistengemeinden, in Kalininskoje und Romanowka, für ihre Heilung gebetet, und Lutheraner aus Belowodskoje kamen zu ihr nach Hause, um für sie zu beten.“

„Ihre Kinder sind noch nicht selbständig.“ Meine Mutter schüttelte besorgt den Kopf. „Bei wem sollen sie denn bleiben? Warum lässt Gott so etwas zu? Sie ist doch gläubig!“

„Christus hat nicht versprochen, dass es seinen Nachfolgern besser gehen wird als anderen Leuten“, wandte mein Vater ein. „Das Glück eines Menschen hängt von dem ab, was in ihm, in seinem Herzen ist.“

Am Montag kam meine Mutter völlig aufgewühlt und erregt von der Familie Knaus zurück. Ihre Haare schauten unter ihrem Kopftuch hervor. So aufgeregt hatte ich sie noch nie gesehen.

„Tante Klara ist gesund!“

„Was?!“, riefen Andreas und ich wie aus einem Mund.

„Ja, ja! Tante Klara ist gesund geworden!“

„Wie ist das denn geschehen?“

„Christus kam zu ihr, nahm sie bei der Hand und hob sie vom Bett. Sie ist gesund. Wenn ihr wollt, könnt ihr euch selbst überzeugen. Geht hin und seht es euch an.“

Wir gingen hin. Tante Klara wohnte in der Nähe, sodass wir innerhalb von zehn Minuten bei ihr auf dem Hof wa-

ren. Dort drängten sich schon einige Christen, die herumstanden und leise miteinander flüsterten. „Wie bei einer Beerdigung“, dachte ich. Es waren die Lutheraner, die am Tag zuvor, am Sonntag, zu Tante Klara gekommen waren und für ihre Heilung gebetet hatten. Tante Klara saß im Zimmer am Tisch und erzählte zum wiederholten Male, was mit ihr geschehen war.

„Heute Morgen lag ich wie immer hier am Fenster. Jakob war schon zur Arbeit gegangen. Plötzlich wurde es im Zimmer hell und ich spürte, dass da jemand war. Dann nahm jemand meine Hand. Hier, diese, die gelähmt war. Als ich mich umdrehte, sah ich einen großen Mann in einem schneeweißen Gewand, sein Gesicht war von hellen langen Haaren umrahmt. Der Mann sagte zu mir auf Deutsch: ‚Klara, meine Magd, steh auf!‘ Und da erkannte ich ihn – es war Jesus! ‚Ich kann aber nicht aufstehen‘, antwortete ich. ‚Doch, du kannst es. Steh auf!‘ Doch ich wagte mich nicht zu rühren, ich war ja schon so lange nicht mehr aufgestanden, hatte wundgelegene Stellen, und meine Beine waren so schwach geworden, dass ich sie nicht einmal mehr bewegen konnte, geschweige denn auf ihnen stehen.

Dann nahm Jesus auch meine andere Hand und richtete mich auf. Ich kann die Wärme seiner starken Hände immer noch spüren. Dann ging ich ein paar Schritte, bis dort hin“, sie zeigte in die Mitte des Zimmers. „Ich blickte in seine Augen und konnte nicht glauben, was geschehen war. Ich dachte, es sei ein Traum. ‚Erzähle es den Brüdern‘, sagte er noch zu mir, und dann war er fort und ich stand im Nachthemd mitten im Zimmer. Ich schaute auf meine Beine, und sie sahen aus, als wären sie niemals krank gewesen. Seht euch meine Haut an, wie bei einem kleinen Kind, ganz ohne Druckstellen!“ Tante Klara errötete leicht und strich mit

der Hand über ihren Rücken. „Ich bin gesund! Ich bin vollkommen gesund! Jesus hat mich geheilt!

Meine Mutter hängt gerade im Hof Wäsche auf. Ich klopfte ans Fenster und rief sie ins Haus. Sie erschrak sehr, als sie mich mitten im Zimmer stehen sah! Ich bat sie, mir ein Kleid zu geben, weil es im Nachthemd doch sehr ungemütlich war. Wir mussten lange nach einem Kleid suchen, bis wir dieses hier fanden. Wann hatte ich denn zum letzten Mal ein Kleid angezogen? Ich kann mich schon gar nicht mehr daran erinnern.“

Die Zuhörer waren so bewegt, dass sie nur erstaunt mit den Köpfen nickten. Viele hatten Tränen in den Augen. Tante Klaras Mutter stand neben ihrer Tochter, streichelte ihr über den Kopf und trocknete sich unablässig die Tränen.

In den lokalen und zentralen Tageszeitungen fielen die Atheisten über die so genannten „Scharlatane“ und „Fanatiker“ her. Klara Zillich sei nie krank gewesen, sie habe sich nur krank gestellt, um jetzt einen solchen Aufruhr zu erzeugen. Doch ich weiß, dass hier im entlegenen Dorf Belowodskoje im Tschu-Tal in Kirgisien ein ebensolches Wunder geschehen war wie in Kapernaum oder Jerusalem zur Zeit Christi und der Apostel. Und den Zeitungen hatte ich schon vor dieser hysterischen Kampagne gegen die Christen nicht sehr geglaubt. Jetzt glaubte ich ihnen noch weniger.

Ich stand in Tante Klaras Hof, inmitten der von dem Wunder überwältigten Christen, und merkte plötzlich mit einer gewissen Angst, dass sich in meinem Herzen nichts verändert hatte. Ich war Zeuge eines sehr realen biblischen Wunders geworden, aber ich könnte nicht sagen, inwieweit dieses Wunder sich auf meine Beziehung zu Jesus auswirkte. Gemerkt hatte ich es nicht.

„Gehen wir nach Hause“, sagte Andreas.

„Gehen wir“, antwortete ich.

Wir gingen die staubige Dorfstraße entlang. Ich überlegte, dass ich mir bis zum Frühjahr eine Angelrute aus Bambus besorgen müsste, da Ruten aus Schilfrohr einfach zu schwach waren. Wenn ein etwas größerer Karpfen anbiss, brachen sie ab und der Fisch war weg.

Eine Lektion

Wir standen an der Haltestelle und warteten auf den Bus oder ein Auto, das uns mitnehmen würde. Es warteten auch Kinder mit ihren Eltern auf den Bus. Sie waren offensichtlich auf dem Heimweg aus der Stadt. Wir fuhren ins „Unterland“, so nannte man die Kolchosen, die im Tschu-Tal unterhalb des Tjenschan-Gebirges lagen. Es war ein weiter Weg von ungefähr vierzig Kilometern.

Wir hatten uns frühzeitig und sorgfältig auf unseren Angelausflug vorbereitet. Wir hatten Angeln und Angelschnüre gerichtet (dort gab es angeblich Welsel), Haken gekauft und Lebensmittelvorräte angelegt. Doch vor einem hatten wir etwas Angst – vor den dortigen Jungen. Es war unter uns Vierzehnjährigen in ganz Kirgisien üblich, Fremde zu verprügeln. Und wir fuhren auf ein fremdes Territorium. Daher „reparierte“ ich an der Bushaltestelle, als die Erwachsenen nicht in unsere Richtung sahen, demonstrativ den Revolver (er sah sehr echt aus), der hinter meinem Gürtel steckte, und hängte wieder mein Hemd darüber, bis er gebraucht würde. Der Revolver war aus Plastik, doch das war nur zu sehen, wenn man ihn in die Hand nahm. Ich bemerkte, wie sich die

Jungs vielsagend anschauten. Zufrieden mit dem erzeugten Eindruck drehte ich mich mit gespielmtem Gleichmut zur anderen Seite.

An unserem Ziel kamen wir wohlbehalten an. Wir fanden den großen Teich hinter dem Dorf und ließen uns am jenseitigen Ufer nieder. Daran, dass die Karpfen am Abend auf dem ganzen Teich sprangen, konnte man sehen, dass es viele Fische im Teich gab. Doch bis jetzt hatten wir noch nichts gefangen und hofften auf die Leinen, die wir für die Welse ausgelegt hatten.

Die Abende in Kirgisien waren kurz. Nach dem heißen Tag wehte es plötzlich kalt von den Bergen, die Sonne versank schnell hinter der Kirgisischen Gebirgskette und beschien dabei ein letztes Mal die von ewigem Eis bedeckten Gipfel. Dann überzog sich der Himmel mit unendlich vielen Sternen. Es war wunderschön! Die Frösche gaben ihr Konzert und die ins Dorf zurückkehrenden Viehherden brüllten laut.

Wir schlugen unser Lager in einer kleinen Vertiefung auf, damit man uns von weitem nicht sehen konnte. Nun war es völlig dunkel geworden. Von Zeit zu Zeit liefen wir noch zum See, um unsere Leinen zu überprüfen, dann fielen wir einer nach dem anderen in einen unruhigen Schlaf. Plötzlich erwachten wir von Stimmen. Es waren viele Stimmen. Vorsichtig schauten wir aus unserer Mulde. Sie suchten uns!

Eine riesige Bande von Jungs unter der Führung eines etwa Siebzehnjährigen, der so lang war wie eine Bohnenstange, bewegte sich in einer Reihe am Ufer entlang auf uns zu. Wir hegten noch eine ganz schwache Hoffnung, dass sie uns nicht finden würden, doch dann hatten sie uns!

„He, woher kommt ihr?“, fragte der Anführer.

„Aus Belowodskoje ...“

„Und was sucht ihr hier?“

„Wir sind zum Angeln gekommen.“

Inzwischen wurden all unsere Sachen gründlich durchsucht. Alles, was für Jungen von dreizehn oder vierzehn Jahren irgendeinen Wert besaß, steckten sie ein. Widerspruch von unserer Seite gab es keinen. Wie sollte man sich auch gegen dreißig aufgebrachte Jungs mitten in der Nacht wehren?!

„Wo ist die Pistole?“

„Welche Pistole? Wir haben nur einen Vorderlader.“

Den Vorderlader nahmen sie auch mit. Doch umso eifriger suchten sie nach der Pistole. Ich wusste, wovon die Rede war, doch ich schwieg hartnäckig. Nachdem sie all unsere Sachen durchwühlt und die mehr oder weniger wertvollen eingesteckt hatten, verzog sich die Bande in Richtung Nachbardorf, wobei sie den Anschein machten, als seien sie dort zuhause. Doch ich hatte einige von der Haltestelle wieder erkannt. Vor allem hatte ich aber gelernt, dass Prahlerei manchmal sofort bestraft wird.

Kraftwerke, Netze und Systeme

Andreas machte sich Sorgen um mich. Nach dem Schulabschluss hatte ich meine ganze Zeit mit meinen Freunden am Festungsteich mit Angeln verbracht. Die Zeit verging und ich wusste immer noch nicht, wo und was ich studieren oder welchen Beruf ich erlernen sollte. Die Schule hatte ich mit sehr guten Noten abgeschlossen.

Andreas fragte mich, was ich werden wollte. Ich sagte, Historiker oder Geologe. Da nahm Andreas meine Unterlagen und fuhr in die Hauptstadt Frunse, um mir einen Stu-

dienplatz zu suchen. Schließlich fand er das Technikum und den Fachbereich, an dem sich die wenigsten Abiturienten eingeschrieben hatten. Die polytechnische Fachschule in Frunse war das schönste Gebäude der Stadt. Man konnte es auf den Ansichtskarten an allen Kiosken sehen.

Die Aufnahmeprüfung fand am dritten August statt. Ich bestand die Prüfung und wurde angenommen. Dabei erfuhr ich, dass ich Elektrotechniker im Bereich Elektrische Kraftwerke, Netze und Systeme werden würde. Das Studium gefiel mir sehr und das Fach auch. Nach einiger Zeit wurde ich zum Gruppensprecher gewählt und bekam einen Platz im Studentenwohnheim.

Die drei Jahre Studium gingen rasch vorüber. Nun blieben nur noch das Betriebspraktikum, das Vordiplompraktikum und schließlich die Diplomarbeit mit der anschließenden Prüfung.

Ich bin bis heute dankbar für die Entschlossenheit und Fürsorge von Andreas, der sein Studium am Industriellen Technikum abgebrochen hatte, damit ich studieren konnte. Unsere Eltern waren nicht in der Lage, zwei Studenten zu unterhalten, und ein Stipendium reichte nur für das Essen, und das auch nur sehr dürftig.

Praktikum

Ich war neunzehn Jahre alt. Nachdem ich meine Prüfungen bestanden hatte, wurde ich zum Praktikum in den Süden Kirgisiens, in die Stadt Osch geschickt. Im Gegensatz zur Hauptstadt lebten hier vor allem Kirgisen und Usbeken. Ich suchte das Textilkombinat auf, in dem ich arbeiten würde, und das Wohnheim, in dem ich acht Monate

lang leben sollte. Das Textilkombinat von Osch war ein Jugendbetrieb des Komsomol, der kommunistischen Jugendorganisation. Hierhin kamen „auf Einladung des Komsomol“ zehntausend Weberinnen und fünftausend Schlosser aus verschiedenen Regionen der Sowjetunion.

Nachdem ich die Kollegen, die Vorgesetzten und die Arbeit selbst etwas kennen gelernt hatte, begann der Alltag. Doch was für ein Alltag! Bis spät in die Nacht hinein ging in dem Stadtviertel, in dem die Wohnheime lagen, die Post ab. Fünfzehntausend junge Leute, weit weg von zu Hause, von ihren Verwandten und Freunden, vergnügten sich auf den Tanzflächen, in den Aufenthaltsräumen der Wohnheime, im Park und auf der Straße. Sodom und Gomorra!

Die Einheimischen reagierten auf diese Invasion recht aggressiv, immer wieder gab es Schlägereien. Unter den Weberinnen gab es viele leichtlebige Mädchen, was die jungen Männer aus der ganzen Stadt anzog. Fast jeden Tag erzählten sich die Arbeiter, es sei wieder einmal eine Leiche im Fluss oder in einem Maisfeld gefunden worden.

Ich weiß noch, wann ich anfang zu beten. Nach irgendeiner Party, die ich gewöhnlich auch selbst organisiert hatte, kam ich spät abends betrunken nach Hause. Ich legte mich ins Bett, die Zimmerdecke drehte sich, in meiner Seele herrschte Chaos: So wollte ich nicht länger leben. „Herr, wie komme ich hier heraus? Wenn es dich gibt, antworte mir bitte. Ich will so nicht weiterleben!“ Ich schlief ein. Gott schien zu schweigen.

Eines Tages ging ich mit meiner Freundin vor dem Mittagessen im Fluss baden, da wir beide erst die zweite Schicht arbeiten mussten. Der Fluss lag zwischen Maisfeldern und einem großen Waldstück. Das Wetter war wunderbar. Am Fuß einer Trauerweide, die sich über den Fluss neigte, fan-

den wir ein lauschiges und gemütliches Plätzchen. Das Wasser im Fluss war sauber und kalt. Wir freuten uns an unserer Jugend, unterhielten uns über den Sinn des Lebens und über Gott.

Zu den ortsansässigen Usbeken und Kirgisen hatte ich als Deutscher gute Kontakte. Am Abend kam während der Arbeit einer der Schlosser, ein Usbeke, zu mir und fragte:

„Warst du heute mit deinem Mädchen schwimmen?“

„Ja“, antwortete ich. „Warum fragst du?“

„Wir spielten heute im Maisfeld Karten. Der Gewinner sollte als Erster das Mädchen bekommen. Und der Verlierer sollte dich aus dem Weg schaffen. Aber ich erkannte dich und konnte meine Freunde von ihrem Vorhaben abbringen.“

„Danke!“, antwortete ich.

Ich wusste, dass er keine Witze machte. Ich verstand, dass Gott zwar immer noch schwieg, aber seine Hand über mich hielt. Wahrscheinlich lag es an den Gebeten meiner Eltern. Ich nahm mir vor: Wenn ich das nächste Mal zu Hause bin, gehe ich mit ihnen zum Gottesdienst.

Eines Abends stand ich am Fenster und schaute aus der vierten Etage auf den Gehsteig zwischen den Häusern. Unten stand eine Gruppe junger Leute, die rauchten und sich miteinander unterhielten. Es war fast Mitternacht. Ich musste meine Freundin von der Arbeit abholen und sie ins Frauenwohnheim begleiten. Ich hatte Angst zu gehen. Also nahm ich ein Messer und versteckte es in meiner Hand. Dann ging ich auf die Straße hinunter. Niemand war zu sehen. Unterwegs schaute ich mich vorsichtig um. Als ich schon ein ganzes Stück gegangen war, hörte ich plötzlich Schritte von Leuten, die mich verfolgten. Sie umringten mich und befahlen:

„Zieh dich aus!“

„Seid ihr denn ganz ...“, versuchte ich zu erwidern und bekam einen Schlag ins Gesicht, vor dem ich aber noch ausweichen konnte.

Ich handelte blitzschnell. Ich warf mich auf einen der Angreifer, der am Weg zum Haus stand, und der wich aus. Ich sprang in die entstandene Lücke und rannte so schnell ich konnte. Einige Leute aus der Bande, die Nachzügler, kamen mir entgegen. Sie wichen zur Seite aus. Ich flog zum Hauseingang, hastete in einem Atemzug bis in die vierte Etage und stürzte in die Wohnung. Ich zitterte am ganzen Leib.

Ich hatte keine Zeit zu überlegen. Mein Mädchen musste nach Hause gehen. Alleine war das lebensgefährlich. Ich betete, legte das Messer auf den Tisch und ging nach unten. Dann holte ich meine Freundin ab, begleitete sie nach Hause und kehrte in mein Wohnheim zurück. Gott schwieg immer noch, aber er lehrte mich ihm zu vertrauen. Seither ging ich nie wieder bewaffnet aus dem Haus. Wenn ich bewaffnet war, schien ich mich Gottes Schutz zu entziehen.

Pass auf!

Ich war nicht zum ersten Mal in der Baptistengemeinde in Romanowka, der 20 km von Frunse gelegenen Ortschaft. Meine Eltern waren in diese Gemeinde gewechselt, in der Hoffnung, dass wir auch mitkommen würden. Hier waren die Predigten und die Lieder auf Russisch, im Gegensatz zur deutschen Gemeinde in Kalininskoje, wohin sie erfolglos versucht hatten, Andreas und mich mitzunehmen.

Den Gottesdienst am Sonntagmorgen besuchten cirka hundertfünfzig Leute. Der Gemeindeleiter hieß Grigorij Maksimowitsch Slisenko. Er sang auch im Gemeindechor. Er hatte eine sehr schöne Bassstimme und sprach mit einem starken ukrainischen Akzent.

Ich liebte es, den Chor singen zu hören. Daher setzte ich mich nach vorne, in die dritte oder vierte Reihe. Von dort betrachtete ich die Gesichter der Leute. Sie gefielen mir alle: alte Männer und Frauen, Jugendliche und Leute mittleren Alters. Ich konnte es nicht verstehen und auch nicht beschreiben, doch diese Menschen unterschieden sich von allen, die ich bisher gekannt hatte. Während keiner Predigt, und es gab am Sonntagmorgen insgesamt vier Predigten, konnte ich mich konzentrieren. Ich schlief ein, weil ich nicht verstand, wovon die Prediger sprachen. Nach jeder Predigt wurde gesungen. Der Gesang war wunderschön. Und dann kam wieder eine Predigt. Ich erwachte davon, dass mir jemand einen Zettel in die Hand schob. Auf dem Stück Papier las ich: „Waldemar, pass auf, dass du nicht von der Bank fällst!“ Ich schaute zu meiner Mutter hinüber. Sie lächelte. Sie freute sich, dass ich im Gottesdienst war.

Finsternis und Licht

Ich besuchte die Gottesdienste nun bereits seit einigen Monaten. Meine Kusine Frieda, zu der ich eine freundschaftliche Beziehung hatte, ging auch dorthin. Und mit ihren Freundinnen Irma und Elvira, die meine Altersgenossen oder besser gesagt Altersgenossinnen waren, schloss ich Freundschaft. Sie genierten sich allerdings ein wenig, mit mir gesehen zu werden, weil ich mir nach jedem Gottes-

dienst draußen sofort eine Zigarette anzündete. Mehrere Male versuchte ich schon, das Rauchen aufzugeben, aber das schaffte ich nicht.

In dieser Zeit erfuhr ich viel aus der Bibel und über die Bibel. Bei unseren Studentenfesten diskutierten wir bis nach Mitternacht über die Bibel und über Gott. Ich hatte noch nicht viele Argumente, doch auch meine Kontrahenten wussten nicht viel. Bei den Streitgesprächen versuchte ich die Lehren von Marx und Engels zu widerlegen und zu beweisen, dass die Bibel Recht hatte.

Dann kam der 18. Januar 1970. Es war ein Sonntag. Ich ging nach draußen, um vor dem Schlafengehen noch eine Zigarette zu rauchen. Der Gemüse- und der Obstgarten lagen unter einer weißen Schneedecke. Alle Bäume waren zugeschnitten. Schneehaufen säumten den Pfad, der zum Häuschen am anderen Ende des Gemüsegartens führte. Ich rauchte meine Zigarette zu Ende und warf den Stummel auf einen Schneehaufen. „Mutter wird es morgen sehen und traurig sein“, sagte mein Gewissen. Da vergrub ich den Zigarettenstummel im Schnee.

Ich erinnerte mich an den Gottesdienst an diesem Tag. Als ich das Gemeindehaus betrat, wurde ich wie jeder Gottesdienstbesucher von einer älteren Frau begrüßt. Frau Wiebe, so hieß sie, drückte mir ein Stück Papier in die Hand, das aus einem Schulheft herausgerissen worden war. Ich suchte mir einen freien Platz und setzte mich. Dann faltete ich den Zettel auseinander und las: „*Die Zeit ist erfüllt, und das Reich Gottes ist herbeigekommen. Tut Buße und glaubt an das Evangelium*“ (Markus 1,15).

Der Gottesdienst nahm seinen Lauf. Wie alle anderen stand ich auf, wenn wir dazu aufgefordert wurden, setzte mich wieder, hörte dem Chor und den Predigern zu, aber

ich bekam nichts mit. In meinen Händen hielt ich den Zettel mit dem Bibelvers. Ich verstand ihn so: „Wenn du schon sagst, dass die Bibel recht hat und nicht der Kommunismus, und das Reich Gottes nahe gekommen ist, dann musst du dich auch bekehren und an das Evangelium glauben“. Gott redete mit mir!

Ich stand draußen in der Kälte und schaute in den mit Sternen übersäten Himmel. Das Gefühl, dass Gott mit mir sprach, hatte mich nicht verlassen. Ich ging ins Haus. Alle schliefen schon. Auch Andreas hatte sich bereits hingelegt. Ich kniete nieder und dachte: Entweder jetzt oder nie. Dann öffnete ich Gott mein Herz. Ich weinte still. Andreas wachte auf und kniete sich neben mir nieder. Auch die Eltern erwachten. Vater und Mutter gingen neben mir auf die Knie. Ich schwieg und weinte unaufhaltsam. Vater, Mutter und Andreas beteten für mich. Dann legte Vater mir die Hand auf die Schulter und fragte:

„Waldemar, glaubst du, dass Gott dir deine Sünden vergeben hat?“

„Ja“, antwortete ich durch die Tränen.

„Dann danke ihm dafür.“

Nach dem Gebet lag ich im Bett und dachte: „Jetzt müsste ich eigentlich ‚mit einem kindlichen Lächeln‘ einschlafen, wie es in manchen Büchern steht.“ Und ich schlief tatsächlich sofort ein.

Am nächsten Morgen hatte die Welt für mich an Kontrast gewonnen. Ich wusste plötzlich, was zum hellen Reich Gottes gehörte, was rein und heilig war, und was zum Reich des Todes gehörte, was sündig und schmutzig war. Die Erkenntnis, dass ich endlich auf der richtigen Seite war, erfüllte mein Herz mit Freude. Ich war zu meinem Vater zurückgekehrt.

Der Bund

Wir standen zu siebt in weißen Kleidern am Ufer. Auch meine engsten Freunde, Frieda und Elvira, waren dabei. Es war früh am Morgen. Am Ufer des Festungsteichs im Dorf Romanowka hatten sich ein paar Gläubige versammelt, die Zeugen wurden, wie wir unseren Bund mit Gott durch die Taufe besiegelten.

Dass die Taufe trotz aller Widerstände der Behörden zustande kam, hatten wir meinem Vater zu verdanken. Ich wollte unbedingt als Mitglied der Gemeinde zur Armee gehen, und die Behörden verweigerten immer wieder die Genehmigung Jugendliche zu taufen. Dann sagte mein Vater, dass er bereit wäre uns zu taufen, wenn der Gemeindeleiter sich davor fürchten würde. Nun standen wir also am Ufer, nervös über den bevorstehenden Schritt und die gestrige Mitgliederversammlung, bei der wir geprüft worden waren. Wir waren gestern so aufgeregt gewesen! Und wie froh wir anschließend waren!

Über den Bergen ging gerade die Sonne auf. Wir stiegen einer nach dem anderen ins Wasser, und der Gemeindeleiter Grigorij Slisenko fragte uns feierlich:

„Glaubst du, dass Jesus Christus der Sohn Gottes und dein Retter ist?“

„Ja!“, antwortete jeder von uns.

„So taufe ich dich nach deinem Glauben im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen!“

Die Gemeinde am Ufer wiederholte das „Amen!“ und sang das Lied „Auch der fröhliche Bach wird niemandem mein heiliges Geheimnis erzählen ...“ Die Strahlen der Morgensonne schienen direkt in unsere Gesichter. Die anderen Gläubigen umarmten uns, beglückwünschten uns, küssten

uns und schenkten uns Blumen. Dann machten wir ein Foto mit dem Gemeindeleiter und meinem Vater.

Dass wir Fotos von diesem besonderen Tag bekamen, verdanken wir zwei Täuflingen: Alexander und Eduard. Wie oft habe ich seither diese Fotos betrachtet und mich dabei an meinen Bund mit Gott erinnert!

Ich war allerdings auch etwas enttäuscht von der Taufe: Ich hatte etwas Übersinnliches, Besonderes, mir bisher Unbekanntes erwartet, doch es war alles zwar feierlich, aber irgendwie auch ganz gewöhnlich. Und ich schämte mich etwas, dass ich als Erster ins Wasser gegangen war.

Im Gemeindehaus fand anschließend ein Festgottesdienst statt, in dem für die Täuflinge gebetet und sie gesegnet wurden. Als über mir gebetet wurde und ich auf meinem Kopf die Wärme der Hände spürte, wurde mein Herz von einem unaussprechlichen Frieden erfüllt. Dann hielt ich den Kelch in meinen Händen und trank einen Schluck Wein daraus. „Dies ist der neue Bund in meinem Blut ...“

Ich wusste, dass es Christi Bund mit mir war.

95109

Wir fahren unendlich lange. Fast eine ganze Woche lang. In jedem Waggon waren einige Unteroffiziere und etwa sechzig Rekruten. An fast jeder Haltestelle liefen kahlgeschorene junge Männer trotz aller Verbote der den Transport begleitenden Offiziere los, um Wodka und Wein zu kaufen. Tag für Tag gab es Saufgelage, Geschrei, Streitereien und unendliche, inhaltslose Gespräche.

Den größten Teil der Reise verbrachte ich auf der obersten Pritsche des Waggons, betete, erinnerte mich an Lieder

und betrachtete die sich verändernde Landschaft vor dem Fenster. Zuerst kam das Tal des Flusses Tschu mit seinen im Abstand von etwa dreißig Kilometern verstreut liegenden Siedlungen, jede umgeben von üppigen Gärten und Reihen pyramidenförmiger Pappeln. Dann kam die Wüste. Da der Zug recht langsam fuhr, begleiteten uns die Wüstenlandschaften zwei Tage lang. Zentralrussland durchfuhren wir bei Nacht. In Moskau standen wir lange auf dem Abstellgleis und konnten nicht aussteigen. Als wir aus Moskau herausfuhren, sahen wir von weitem einige der für Moskau typischen „stalinistischen“ Gebäude: die Lomonossow-Universität, das Außenministerium und das Hotel „Ukraina“.

Endstation war die Stadt Lomonossow bei Leningrad. Hier wurden die Wehrpflichtigen aus Gruppe A200 für ihren Dienst eingeteilt, unter anderem auch für den Dienst in Atom-U-Booten. Wir waren zwischen drei- und fünfhundert Leuten. Offiziere in der Marineuniform der U-Boote versuchten die Rekruten aufzumuntern, doch mit wenig Erfolg: Alle wussten, welch hartes Los sie in einem U-Boot erwartete, das von einem Atomreaktor angetrieben wurde und mit Atomwaffen bestückt war.

Ich betete. Und ich wusste, dass die ganze Gemeinde und alle meine Verwandten für mich beteten. Der Dienst auf einem U-Boot bedeutete drei Jahre Trennung von Zuhause, drei Jahre Einsamkeit, und ich war ja noch ganz unerfahren im Leben mit Jesus, meine Taufe war erst eine Woche her. Ich hatte große Angst nicht standzuhalten. Unser beliebtester Bibelvers in der Gemeinde lautete: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“ Ich gab Gott ein Versprechen: Wenn er mich vor Sünde und Abfallen bewahrte, wollte ich ihm mein ganzes Leben lang dienen.

Wir standen alle vor dem Gebäude, in dem die Verteilungsstelle untergebracht war.

„Gibt es unter euch Elektrotechniker?“, fragte ein Offizier, der gerade aus dem Gebäude kam.

Einige, darunter auch ich, hoben die Hand.

„Geht zu Tisch Nummer zehn“, befahl der Offizier.

Ich ging in der Verteilungsstelle zu dem Tisch, auf dem die Tafel mit der Nummer 10 stand und erhielt meine Einteilung zur Lehrabteilung der Marineluftwaffe.

„Sie werden in der Kriegsmarine dienen, aber nicht auf einem Schiff, sondern auf den Flugzeugen der Marineluftwaffe. Die Wehrdienstzeit beträgt zwei Jahre. Die Uniform ist die der Marine. Hier ist Ihre Order. Merken Sie sich die Nummer Ihrer Einheit: 95109. Der Nächste bitte.“

Mir blieb die Spucke weg. Ich staunte und freute mich über die Macht meines Herrn, dem ich von Herzen für seine Führung dankte. Zudem stellte ich fest, dass es bei der Armee auch höfliche Menschen gab. Zum Beispiel hatte dieser Offizier freundlich mit mir geredet und mich gesiezt. Als ich freudestrahlend aus der Verteilungsstelle kam, erntete ich Hunderte neidischer Blicke.

Wie sehr hatte ich mich aufgeregt, als mir die medizinische Kommission im Wehrkommando mitteilte, dass ich Tauglichkeitsstufe Eins hätte und für den Dienst auf Atom-U-Booten tauglich sei.

„Und einen passenden Beruf hast du auch“, sagte der Wehrkommissar. „Dass du Baptist bist, macht nichts. Diese Faxen werden sie dir schon austreiben. Oder willst du vielleicht zu den Luftlandtruppen?“

„Nein, natürlich nicht!“, antwortete ich ihm damals.

Und jetzt das. Zwei Jahre, nicht drei. Drei Jahre konnte ich mir auch gar nicht vorstellen. Das war ja ein halbes Leben!

Wir wurden in die Stadt Wyborg gebracht und in Kasernen aus vorsowjetischer Zeit untergebracht, in einer Stadt, wo nur die vernachlässigten Häuser und die russische Sprache zeigten, in welchem Land wir uns befanden. Die gesamte Architektur dieser Stadt, die die Sowjetunion erst etwa dreißig Jahre zuvor von Finnland annektiert hatte, war unseren Augen völlig fremd. Es erschien mir seltsam auf Kopfsteinpflaster zu marschieren, das aus runden Steinen in einem ordentlichen Muster gelegt war, zwischen Häusern, die geradewegs von einer Postkarte zu kommen schienen.

Jeden Tag bekam ich zwei oder drei Briefe, manchmal auch mehr. Und ich lernte allein mit Gott zu sein. Es war zwar gut, Brüder und Schwestern zu haben, gemeinsam zu beten und gemeinsam darüber nachzudenken, wie man sich der Welt und dem Leben gegenüber verhalten sollte. Doch nun lernte ich, jede freie Minute mit Lesen, Beten und Nachdenken zu verbringen.

Ein Unteroffizier, der Zugführer der Lehrabteilung, fragte mich einmal: „Du sagst, dass die Bibel für dich die einzige Richtschnur im Leben ist. Was machst du aber, wenn du in der Bibel keine Anweisungen für irgendeinen konkreten Fall findest?“

„Ich tue das, was am schwersten ist. Richtig zu handeln ist immer schwerer, als falsch zu handeln.“

95109 – diese Zahlenfolge bedeutet mir sehr viel. Sie erzählt mir davon, dass ich mich immer auf die Führung meines Herrn verlassen kann.

Das Neue Testament

Ich konnte das Johannesevangelium nicht mehr lesen. Ich las diese paar Seiten bereits seit über einem halben Jahr immer wieder, aber mir fiel es schwer mich auf den Inhalt zu konzentrieren. Meine Gedanken wanderten hierhin und dorthin, und das machte mir zu schaffen. Noch mehr als dreißig Jahre später steht mir der Text dieses in einer Untergrunddruckerei gedruckten Johannesevangeliums vor Augen, und ich kann mich noch genau daran erinnern, wie es nach Druckerschwärze roch. Ein Neues Testament zu bekommen lag für mich jenseits aller Träume. Es in der Armee zu besitzen war verboten, doch das war erst das zweite Problem. Das erste bestand darin, überhaupt an eines heran zu kommen.

Und ich bekam wirklich eines. Von meiner Kusine Frieda kam ein Päckchen mit neuen Briefumschlägen. Da ich bis zu zehn Briefe am Tag schrieb, wunderte sich niemand, dass mir jemand Briefumschläge schickte. Oben und unten lag jeweils ein Packen ganzer Umschläge, die Päckchen in der Mitte aber hatten einen Ausschnitt, in dem ein Neues Testament versteckt war.

Mir stockte vor Aufregung der Atem. Es war ein kleines schwarzes Buch, herausgegeben von den Christlichen Gemeinden und Gemeinden Christi in Kanada und den USA, Toronto 1964.

Mein estnischer Freund Meelis schenkte mir ein Lederetui dafür, und ich nähte in meine Uniform eine spezielle Tasche ein, in der ich das Neue Testament so unterbringen konnte, dass es für fremde Blicke nicht zu sehen war.

Jeden Morgen hatte ich eine halbe Stunde lang das Arbeitszimmer des Stabschefs zu putzen. Da das Zimmer an

sich sauber war, musste ich nur den Aschenbecher leeren, den Boden wischen und abstauben. Dann blieb mir fast noch die ganze halbe Stunde zum Lesen. Ich kniete mich nieder und las. Beim Lesen wurde meine Seele häufig von einem himmlischen Licht erfüllt. Es war ein unglaubliches Gefühl.

Nach der Armeezeit hörte dieses Phänomen auf. Wahrscheinlich bin ich einfach im Glauben „erwachsener“ geworden. Manchmal konnte ich mich noch an dieses Gefühl erinnern, doch auch das wurde immer seltener und hörte schließlich auf. Ich denke, dort offenbarte Gott sich unmittelbar durch sein Wort. Ich verließ das Büro von einer solchen Kraft und Freude erfüllt, dass ich beinahe „platzte“.

Wenn ich zu einer Unterredung gebeten wurde, gab Gott mir auf jede Frage eine Antwort aus seinem Wort. Es war einfach wunderbar! Die Offiziere achteten mich sehr. Zu meiner Umerziehung waren eigens „Spezialisten“ per Flugzeug aus Moskau gekommen und konnten bei mir nichts ausrichten. Sie kannten eben nicht das Geheimnis meiner Kraft.

Eines Nachts setzte sich Nikolaj Schewtschuk, der Hauptfeldwebel, auf mein Bett, rüttelte mich wach und flüsterte:

„Zorn, lass mich dein Neues Testament lesen. Ich weiß, dass du eines hast.“

„Ich habe kein Neues Testament“, sagte ich. „Es gehört nicht mir, sondern meiner Kusine. Sie hat es mir nur für die Zeit des Wehrdienstes geschickt.“

„Gib es mir, ich bitte dich! Ich schwöre, dass ich es dir zurückgebe.“

„Gut, nehmen Sie es.“ Ich bückte mich und holte das Neue Testament aus seinem Versteck im Nachtschränkchen.

Ein paar Tage später gab mir Hauptfeldwebel Schewtschuk, der wegen seiner Strenge und Streitsucht den Spitznamen „Drache“ bekommen hatte, mein Neues Testament zurück.

Ich weiß, dass er es nachts las, als er sich mit seiner Frau zerstritten hatte und in seiner Kammer in der Kaserne schlief. Dort hörte er auch christliche Radiosendungen, nachdem mein Radioempfänger konfisziert worden war. Wie gerne würde ich Schewtschuk heute noch einmal treffen und mit ihm reden!

Nach der Armeezeit gab ich dieses Neue Testament Frieda zurück. Über sein weiteres Schicksal weiß ich leider nichts. In den Jahren, die seit der Armeezeit vergangen sind, hatte ich einige Bibeln: eine ließ ich im Linienbus liegen, zwei weitere wurden unbrauchbar und fielen auseinander. Heute besitze ich eine wunderschöne Bibel, gedruckt vom Missionsbund „Licht im Osten“, bei dem ich arbeite, mit Goldschnitt, Ledereinband und Schloss. Das ist die Jubiläumsausgabe zum 2000. Geburtstag Christi. Ich mag sie sehr. Doch auch heute liegt auf meinem Schreibtisch ein Neues Testament, das von den Christlichen Gemeinden und Gemeinden Christi herausgegeben wurde – ein kleines schwarzes Buch.

Manchmal nehme ich es in die Hand wie etwas äußerst Kostbares. Durch dieses Buch berührte Gott so oft mein Herz!

Ein Freund

Ich war schon beinahe ein Jahr lang bei der Armee. Ich diente als Elektrotechniker in einer Spezialstaffel der U-Boot-Abwehr und wartete ein Flugzeug. Wenn das Flugzeug unterwegs war, manchmal mehrere Stunden lang, hatte ich viel freie Zeit zur Verfügung.

Wenn ich mich zurückziehen konnte, las ich und hörte christliche Radiosendungen. Ich hatte es mir angewöhnt, mit den Kameraden Schach zu spielen, doch bald merkte ich, dass ich in Gedanken selbst beim Lesen oder Beten noch weiterspielte, und so hörte ich mit dem Schachspielen auf. Seit langem schon führte ich ein Tagebuch. Dreißig Jahre später beschloss ich in einer Silvesternacht, es noch einmal zu lesen. Ich las fast eine Woche lang. Die Tagebucheinträge handelten in erster Linie von meinen Gesprächen mit den Matrosen.

Besonders häufig schrieb ich über meinen Freund Meelis Malva. Als er zur Armee kam, glaubte er überhaupt nicht an Gott. Seine Mutter leitete einen Klub im Dorf Sonda in Estland. Meelis hatte einen Traum. Er wollte Steuermann auf einem Hochseeschiff werden.

Heute glaubt er an Gott. Major Smirnow stellte ihn vor die Wahl: entweder Zorn und Gott, oder Studium an der Marineakademie.

„Und wofür hast du dich entschieden?“, fragte ich ihn besorgt.

„Was denkst du?“

„Ich denke, dass du dich für das Richtige entschieden hast.“

„Da denkst du richtig“, sagte Meelis. „Nun werde ich das Meer nicht zu Gesicht bekommen, sagte mir Smirnow.“

„Smirnow ist nicht Gott“, antwortete ich und bat Gott im Stillen, dass er Meelis seinen Traum erfüllen solle.

Ich weiß, dass Meelis im freien Estland Kommandant eines Schiffes der Grenzwacht wurde, dass er an NATO-Manövern teilnahm und bis dahin auf einem Fischerboot zur See ging. Meelis' älteste Tochter Annika Klujewa wurde Steuerfrau. Mit ihr stehe ich in Briefkontakt.

Warum pflanzte Gott den Baum der Erkenntnis?

Manchmal dachten die Matrosen und vor allem Meelis, mit dem ich häufig über Gott und die Bibel sprach, dass ich auf alle Fragen eine Antwort wüsste. Doch das war nicht so. Eines Tages fragte mich Meelis zum Beispiel:

„Hör mal, warum pflanzte Gott im Garten Eden eigentlich den Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen?“

„Ich weiß nicht“, antwortete ich verlegen. „Woher soll ich das denn wissen?!“

Kurze Zeit später, vielleicht auch noch am selben Tag, ging ich auf den Dachboden, um christliche Radiosendungen zu hören. Ich hatte mich schon so sehr an meinen alten Empfänger mit dem abgebrochenen Frequenzanzeiger gewöhnt, dass ich die Radiosender im Dunkeln an den Störgeräuschen und Rufzeichen erkannte. Auch an diesem Abend hörte ich wieder die Sendungen aus Monte Carlo. Earl Poysti hielt eine Predigt. Nach seiner üblichen, sehr munteren Begrüßung stellte er den Zuhörern eine Frage: „Warum, denkst du, pflanzte Gott im Garten Eden den Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen?“ Mir stockte

fast der Atem, und es lief mir eiskalt den Rücken hinunter, so deutlich war dies eine Antwort Gottes auf die Frage meines Freundes.

Earl Poysti erklärte, dass es einen grundlegenden Unterschied zwischen Unschuld und Heiligkeit gibt. Durch Freiheit erprobte Unschuld wird zu Heiligkeit. Gott gab uns einen freien Willen, der ihm sehr wichtig ist, da der Mensch dadurch in einer Beziehung zu ihm, dem heiligen Gott, leben kann.

Doch Gott möchte Gemeinschaft mit Menschen, die zu ihm passen, die heilig sind. Und er will es mit Freiwilligen zu tun haben. Ob du in Beziehung zu Gott lebst oder nicht, ist deine Entscheidung, wie es auch die Entscheidung des ersten Menschen war. Gott pflanzte diesen Baum, damit die ganze Menschheit die Möglichkeit der Entscheidung hat. Doch unsere Entscheidung besteht nicht mehr darin, ob wir vom Baum der Erkenntnis essen oder nicht.

Diese Frage haben unsere Vorfahren für uns entschieden. Unsere Entscheidung besteht darin, ob wir die Heiligkeit annehmen, die Jesus Christus für uns am Kreuz erworben hat, wo er für unsere Sünden starb, oder ob wir das ablehnen und unser Leben auf eigene Philosophien oder religiöse Ansichten gründen. Diese Entscheidung bestimmt unser Verhältnis zu Gott und somit auch, wo wir die Ewigkeit verbringen werden.

Ich gab die Predigt an Meelis weiter. Offensichtlich beeindruckte ihn die Tatsache, dass er die Antwort von Gott selbst auf diese erstaunliche Weise bekommen hatte, mehr als die theologische Erläuterung der Frage, warum Gott im Garten Eden den Baum der Erkenntnis pflanzte.

Klippen

Ich lag in der dunklen Kaserne und versuchte zu schlafen. Es war noch früh. Mir war nichts mehr wichtig und ich wollte nichts sehen und nichts hören. Es war zu einem Teil meines geistlichen Lebens geworden, dass mir beim Beten die Tränen in die Augen schossen, dass beim Lesen der Heiligen Schrift irgendein Text ganz besonders mein Herz berührte und dass mir bei dem Gedanken an meine Gemeinde ganz warm ums Herz wurde.

Doch plötzlich war all das verschwunden. Wie abgeschnitten. Alles war sinnlos geworden. Ich ging nach draußen um zu beten, stand im Schnee und schrie zu Gott. Ich suchte seine Nähe, ich wartete, dass er mein Herz berührte, aber der Himmel schien wie aus Blei, dunkel und stumm, und meine Gebete gingen ins Nichts.

Ich war verzweifelt. Ich schrieb einen Brief nach Hause an meine Freunde und Verwandten und bat sie, weiter intensiv für mich zu beten. Ich war in Gefahr.

Ich stand Wache vor einer metallbeschlagenen Tür. Dahinter war irgendeine geheime Abteilung. Irgendjemand hatte auf die Metalltür Schimpfwörter gekritzelt und damit seine Meinung über den Militärdienst kundgetan. Ich schnallte mein Bajonett ab und schrieb sorgfältig in großen deutlichen Buchstaben mitten auf die Tür genau in Augenhöhe „Gott ist Liebe“. Dabei wurde mir etwas leichter ums Herz. Doch nicht für lange.

Eines Abends stieg ich zu meinem geliebten Dachboden hinauf. Ich holte unter einem Dielenbrett den Radioempfänger hervor, den ich bei einem Soldaten für dreißig Rubel, also für fast den ganzen Jahreslohn eines Matrosen, gekauft hatte, und suchte meinen Lieblingssender.

Ich habe schon lange nicht mehr die Sendungen von Trans World Radio Monte Carlo gehört und weiß nicht, ob sie ihre Rufzeichen beibehalten haben. Noch heute, mehr als dreißig Jahre später, klingen sie in meinen Ohren. Sie haben für mich etwas sehr Geheimnisvolles und Anziehendes.

Ich freute mich, dass ich an diesem Tag wieder Earl Poysti und seinen Sohn Dwight hören konnte: „Heute sprechen wir über eine sehr große Gefahr für das Glaubensleben: Gefühle.

An diesen Klippen sind schon viele Glaubensschiffe zerschellt.“ Schritt für Schritt erklärte mir der Prediger meine Lage, meinen Fehler, dass ich kindlich naiv das Glaubensleben mit den Gefühlen verwechselt hatte. „Wenn in deinem Haus eines Abends plötzlich der Strom ausfällt und du im Dunkeln sitzt, bleibst du dann etwa mitten im Zimmer sitzen und stöhnst und weinst, weil du nichts siehst?“, sagte der Prediger zu mir persönlich. Jedes seiner Worte, jeder einzelne Satz traf ins Schwarze.

Bevor ich die Predigt zu Ende gehört hatte und ohne das Ende der Sendung abzuwarten, kniete ich auf dem dunklen staubigen Dachboden nieder und dankte Gott für diese Lektion, für seinen Zuspruch und versprach ihm, in Zukunft nicht meinen Gefühlen, sondern ihm zu vertrauen und mich nicht auf meine Empfindungen, sondern auf sein Wort zu verlassen.

In meinem Herzen kehrte Frieden ein.

Das Nachtschränkchen

In unserer Kaserne waren die Möbel ausgetauscht worden. Genauer gesagt prangten in der ganzen Kaserne neue Nachtschränkchen. Die alten waren verschwunden. Das war das Erste, was mir auffiel, als ich an jenem Abend von den Flügen zurückkam. Es war ein Schock für mich. In meinem Nachtschränkchen gab es ein Geheimfach, in dem ich das Neue Testament und manchmal auch den Radioempfänger versteckte.

Ich hatte einen doppelten Boden eingezogen. Das machten viele, und bei jedem „Übeltäter“ sammelte Hauptfeldwebel Schewtschuk alle Sachen ein, die ein Matrose laut Verordnung nicht haben durfte. Mein doppelter Boden war nur halb so tief wie das Nachtschränkchen, so dass der Hauptfeldwebel ihn bei der Überprüfung nicht bemerkte. Doch nachdem ich ihm mein Neues Testament ausgeliehen hatte, vermutete ich, dass er von meinem Geheimfach wusste.

Meine Fantasie malte mir bereits die schrecklichsten Bilder aus: der Radioempfänger war sicher herausgefallen, sie hatten ihn zu Major Smirnow in die Politabteilung gebracht (der Besitz eines Kurzwellenempfängers war in der Armee verboten), sie würden mich zum Verhör rufen und den Empfänger konfiszieren.

Wie auch immer, mein Nachtschränkchen mit dem Geheimfach war nicht mehr da, und damit war auch der Radioempfänger verschwunden, den ich schon so lange nutzte. Gemeinsam mit Earl Poysti war ich die Apostelgeschichte, das Leben des Stammvaters Jakob, den Jakobusbrief und viele andere Kurse durchgegangen. Ich hatte den wunderbaren Schriftsteller und Dichter, den Meister der Kurzge-

schichte Nikolaj Wodnjewskij und die Gedichte und Lieder von Vera Kuschnir liebgewonnen. Ich erkannte alle Prediger und Sänger an ihrer Stimme, und da ich auch ukrainische Sendungen hörte, hatte ich Ukrainisch verstehen gelernt ...

Ich fragte den Stubendienst, wohin die Nachttische gebracht worden seien. Er sagte, sie seien ins Lager gebracht worden, damit man sie in die Verbrennungsanlage bringen könne, sobald ein Wagen da wäre.

Ich war so beunruhigt, als hätte ich ein Kind, das mir anvertraut wurde, verloren. Ich kannte dieses Gefühl gut. Als ich auf meine jüngere Schwester Irma aufpassen musste, vertiefte ich mich manchmal so sehr in ein Buch, dass ich nicht mehr mitbekam, was um mich herum passierte. Nach einiger Zeit kam ich wieder zu mir, weil auf dem „Asphalt“ (so nannten wir die Hauptstraße) Autobremsen quietschten.

Dann begann ich voller Panik nach Irma zu suchen, die meist friedlich im Garten oder vor dem Haus spielte.

Ich lief ins Lager und sah dort einen Berg von einzelnen Nachttischen, die kreuz und quer durcheinander lagen. Ich suchte mein Nachtschränkchen mit dem doppelten Boden und fand es schließlich auch. Mit stockendem Herzen steckte ich meine Hand in die Spalte und fühlte das kühle Plastik des Radios. Ich zitterte am ganzen Leib von der überstandenen Aufregung. Ich fühlte mich wie ein Häftling, der einer lebenslangen Einzelhaft entronnen war. Meine Freunde und Lehrer aus dem Radio waren noch bei mir.

Er hatte genug von dem Fraß

Ich schrieb nicht nur Briefe an meine Freunde „in Freiheit“, sondern auch an Christen in der Armee. Für sie betete ich jeden Tag. Manchmal bekam ich Briefe von Eduard Grundmann, der bei der Marineinfanterie im Fernen Osten war, und ich hatte Briefkontakt zu Oleg Schirnow, der noch nicht gläubig war. Er war direkt aus dem Gefängnis zu uns in die Gemeinde nach Romanowka gekommen. Seine Mutter war eine gute Freundin von mir und Mitglied unserer Gemeinde.

Oleg diente in Jakutien. Ich schrieb ihm häufig und betete intensiv, dass er zum Glauben käme. Dann lag er im Krankenhaus und schrieb, dass er dort eine Krankenschwester kennen gelernt und sich mit ihr angefreundet habe. Ich machte mir Sorgen und betete.

Ich schrieb auch einem jungen Christen, der wie ich erst kurz vor dem Wehrdienst getauft worden war. Anfangs strahlten seine Briefe viel Glauben und Gottvertrauen aus. Dann wurden sie irgendwie merkwürdig und unverständlich. Zum Beispiel schrieb er, dass er „genug von diesem Fraß“ habe.

Die Verpflegung bei der Armee ließ wirklich sehr zu wünschen übrig. Auch ich träumte davon, wenigstens einmal etwas Normales zu essen. Bei Perlgrütze, gebratenem Stockfisch und wässrigem Kompott sehnte man sich zwangsläufig nach Borschtsch und Pelmeni.

Doch dieser Brief beunruhigte mich sehr. Ich betete intensiv für ihn, dass er der offenkundigen Versuchung Satans widerstehen könne. Ich schrieb auch meinen Freunden und Verwandten, dass sie für ihn beten sollten, da er in Gefahr sei.

Nach einiger Zeit bekam ich einen Brief von ihm, in dem er schrieb, er habe dem Glauben den Rücken gekehrt und sich für eine längere Dienstzeit verpflichtet. Für mich kam diese Entscheidung einem geistlichen Selbstmord gleich. Ich war zutiefst erschüttert. Ich hatte gehört, dass die Armee für viele junge Christen eine Anfechtung war, die über ihre Kräfte ging. Daher hatte ich auch Gott jenes Versprechen gegeben und betete täglich um Schutz. Doch dass jemand so mit offenen Augen direkt ins Verderben ging, war schrecklich.

Nach Jahren erfuhr ich, dass er aus der Armee zurückgekehrt war und geheiratet hatte. Als wir nach Litauen umsiedelten, hörte ich über Bekannte, dass er den Kontakt zur Kirche und zu Gott wieder aufzunehmen versuchte. Ich glaube, dass er dringend einen Seelsorger benötigt hätte, den er aber nicht fand.

Er arbeitete in einer Fabrik. Eines Morgens fand man ihn in seinem Spind. Er hatte sich an seinem eigenen Gürtel erhängt.

Freude

Es war zu Beginn des Frühjahrs 1972. Ich war bei der Armee und stand am südöstlichen Dachbodenfenster. Dort in der Ferne, viertausend Kilometer weit, waren meine Lieben: meine Freunde, meine Familie, meine Gemeinde.

Ich betrachtete die kleine, sechs mal neun Zentimeter große Fotografie unserer Gemeinde am Ufer des Teichs, die bei meiner Taufe aufgenommen worden war, und wusste nicht, wohin ich mit den Gefühlen sollte, die mich dabei überwältigten. Ich war so froh! Ich freute mich, dass es die

Gemeinde gab. Dass es das wirklich gab: die Gemeinschaft der Kinder Gottes. Ich zeigte diese Fotografie meinen Kameraden und sagte: „Das ist meine Gemeinde. Jeder von diesen Leuten würde sein Leben für mich geben, und ich für jeden von ihnen.“ Über diese Gemeinde freute ich mich. Ich freute mich darüber, dass ich zu ihr gehörte. Ich wusste, dass Gott das Weltall für die Gemeinde geschaffen hat. Ich freute mich, dass ich in mir Leben spürte, das von Gott kam.

Andererseits war ich auch traurig. Ich musste noch sehr lange warten. Viele Monate würden noch vergehen, eine unendliche Zahl von Tagen würde ich im Kalender noch durchstreichen, bevor ich wieder im Gottesdienst sein, meine Lieben sehen, mich mit meinen Freunden und Verwandten unterhalten könnte, ohne mich verstecken zu müssen. Noch so viel Zeit, bis ich so oft ich wollte in der Bibel lesen oder beten könnte, ohne Angst zu haben, dass die Matrosen gleich kämen und mich auf den Knien sähen. Dann müsste ich nicht mehr alleine Brot brechen und Wein trinken als Erinnerung an die Leiden und den Tod Jesu Christi am Kreuz.

Doch ich hatte auch Gemeinschaft. Ich hielt Brot und Wein in den Händen und hatte teil am Leiden Christi. Um mich herum war es fast dunkel, durch die kleinen Löcher in den Dachziegeln drangen einzelne Lichtstrahlen und ergaben zusammen mit den dicken, sich überkreuzenden Balken und Dachsparren des staubigen Dachbodens eine unvergleichliche Kombination von Licht und Schatten, Form und Raum. Selbst die Zeit schien ihren Lauf geändert zu haben. Und ich hing am Kreuz. Ich war hier gekreuzigt, auf diesen rohen Balken einer alten deutschen Kaserne. Ich aß das Brot und trank den Wein und war mir bewusst, dass

ich eins war mit dem Leib Christi, mit seinem gekreuzigten Leib am Kreuz und mit seinem mystischen Leib, der Gemeinde. Ich war nicht allein.

Ich hoffte auf das Ende meiner Dienstzeit, obwohl Major Smirnow sagte, dass sie einen Prozess gegen mich laufen hatten und statt nach Hause gehen zu dürfen, würde ich dorthin geschickt, „wo der Pfeffer wächst“. Er sagte, es handle sich um antisowjetische Agitation und Propaganda. Weil ich, laut seinen Worten, einige Komsomolzen vom richtigen Weg abgebracht hätte. Ich hoffte, er hätte Recht und ich konnte für ein paar Menschen wirklich ein Zeugnis sein. Gleichzeitig hoffte ich aber auch, dass er mir etwas vormachte und mich nicht das Gericht, sondern die Heimreise erwartete.

Ich stand am Dachbodenfenster und sang die wenigen Lieder, die ich auswendig singen konnte. Ich konnte Gott nicht sehen, aber ich wusste, dass er da war, direkt neben mir: ich spürte seine Hand auf meiner Schulter.

Saransk

Es war mir schon etwas unheimlich, Briefe zu schreiben und zu wissen, dass sie von unserer Spezialabteilung fotografiert wurden, bevor sie zur Post kamen. Davon erfuhr ich von Gintaras Paulenis, einem meiner Unterstützer, der in dieser Abteilung arbeitete und mir einmal eine Kopie meines Briefes brachte mit den Worten:

„Kennst du den? Denk in Zukunft gefälligst nach, bevor du etwas schreibst!“

„Habt ihr viele dieser Briefe?“, fragte ich ihn.

„Ja, wir beschäftigen uns praktisch mit nichts anderem.“

Von da an schrieb ich jeden Brief nicht nur an den eigentlichen Empfänger, sondern mindestens noch an Major Smirnow. So schrieb ich einmal meiner älteren Schwester Olga in der Stadt Saran in Kasachstan, wo sie damals in der Ostrovski Straße wohnte. Es war kein Brief über das alltägliche Leben, sondern eine richtige Predigt.

Nach einiger Zeit, vielleicht zwei Wochen später, bekam ich einen Brief von einem Mädchen aus der Stadt Saransk in Mordowien, die ebenfalls in der Ostrovski Straße wohnte. Sie schrieb, sie habe an der Adresse zwar gesehen, dass der Brief nicht für sie sei, doch da sie noch nie einen Brief bekommen habe, wollte sie wissen, was darin stand. Nun bat sie natürlich um Verzeihung, dass sie den Brief geöffnet und gelesen hatte. Doch der Inhalt des Briefes war so interessant für sie, dass sie mir davon schreiben wollte. Meinen Brief hatte sie bereits an die richtige Adresse weitergeschickt.

So begann unser Briefwechsel. Bald schrieb sie, dass sie auf mein Anraten hin Christen gefunden habe und in den Gottesdienst gehe. Dann schrieb sie, dass sie sich bekehrt habe. Ich bat sie um die Adresse des Gemeindeleiters und schrieb ihm einen Brief. Er beschrieb mir in sehr lieben Worten die Bekehrung und den Glauben meiner Brieffreundin und teilte mir mit, dass sie sich taufen lassen wollte. Ob ich etwas dagegen hätte, wenn sie sich in ihrer Gemeinde taufen lassen würde. Ich hatte nichts dagegen. Ich war so froh, dass Gott meinen Brief zu diesem Mädchen „umleitete“. Was jedoch Major Smirnow dachte, als er meine Briefe las, weiß ich nicht. Gott weiß es.

Knochen

Als ich zur Armee einberufen wurde, wusste ich noch nicht viel über das Leben der verschiedenen Gemeinden, da es mich auch nicht besonders interessierte. Ich wusste nur, dass meine Eltern aus der Mennoniten-Brüdergemeinde stammten und dass die Gemeinde in Romanowka, wo ich zum Glauben kam, eine Baptistengemeinde war. Und ich wusste, dass es außerdem noch Pfingstgemeinden, die Katholiken und die Orthodoxe Kirche gab.

Im letzten Jahr meines Militärdienstes begann ich einen Briefwechsel mit Abram F. Seine Adresse hatte mir Elvira geschickt. Nach einigen sehr angenehmen geistlichen Briefen bekam ich von ihm Briefe, die ich überhaupt nicht verstehen konnte. Darin war die Rede von einer Initiativgruppe, vom Kirchenrat und von Spaltung des Gemeindebundes, dem unsere Gemeinde in Romanowka angehörte. Diese Briefe verwirrten mich sehr. Ich schrieb einen Brief nach Hause. Obwohl mein Vater mir nicht oft Briefe schrieb, antwortete er mir auf diese Fragen.

„Waldemar, du bist nicht in eine Organisation eingetreten, sondern in die Gemeinschaft mit Gott. Alle, die eine lebendige Beziehung zu Gott haben, gehören zu seiner Gemeinde. Das halte fest. Lass dich nicht vom Verhalten der einen oder von der Verurteilung der anderen durcheinanderbringen. Lerne, all dem auszuweichen und vor allem zu fliehen, was Teilung zwischen dich und deine Mitchristen bringt, ‚denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsre Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist‘. Du kannst selbst diese Leute, die sogenannten ‚Initiativniki‘, kennen lernen, über die man so viel redet und schreibt und die uns kritisieren. Mach doch auf dem Heimweg einen

Abstecher ins Baltikum. Wir schicken dir Geld und die Adresse unseres Freundes Heinrich Löwen“.

So landete ich gleich nach der Armee in Versammlungen der „Unabhängigen“ in Riga, Adazi und Vangazi, auf einem Jugendtreffen in Sigulda und auf einer Predigerkonferenz in Valga. Ich lernte Josef Bondarenko kennen, der zu dieser Zeit im Untergrund lebte und für seine Überzeugungen bereits mehrmals im Gefängnis und in Straflagern gewesen war. Von ihm bekam ich meine erste Bibel. Zudem traf ich zukünftige Mitarbeiter des Missionswerks „Offene Grenzen“ – Gerhard Hamm und Arnold Rose, einen der künftigen Organisatoren des Missionswerks „Friedensstimme“, Hermann Kort, Jakob Löwen und viele andere.

Besonders viel sprach ich mit Heinrich Löwen, dessen Liebenswürdigkeit die Radikalität all dessen milderte, was ich sonst auf Konferenzen sowie in Predigten und Gesprächen gehört hatte. Christen, die zu einer vom Staat registrierten Gemeinde gehörten, seien Sünder, und nur die Nicht-registrierten wandelten auf dem Pfad der Heiligkeit. Das war der Tenor all dessen, was ich in den ersten Wochen meines freien Umgangs mit Christen erfuhr.

Zwei Jahre lang hatte ich auf diesen Moment gewartet, zwei Jahre lang hatte ich keine Möglichkeit gehabt, einen Gottesdienst zu besuchen oder mit einem Glaubensbruder zu beten. Und jetzt hörte ich nur, dass wir alle verlorene Sünder seien.

Ich fuhr mit einem Haufen Fragen nach Hause, besonders an die Brüder aus der Gemeindeleitung. Und dann stand ich im Hof unseres alten Gemeindehauses, umgeben von freudestrahlenden und liebevollen Gesichtern. Meine Mutter bat mich, wenigstens einmal in der

Marineuniform zum Gottesdienst zu kommen, damit alle, die für mich gebetet hatten, sehen konnten, wie ich diese ganze Zeit über ausgesehen hatte.

Nachdem der Chor gesungen und der Gemeindeleiter uns begrüßt hatte, hielt ich von der Kanzel meine erste Predigt über die Freude über die Erlösung (anhand eines Psalmtextes). Es war eigentlich keine Predigt, sondern ein Zeugnis der Liebe und Dankbarkeit Gott und der Gemeinde gegenüber. Ich schaute in die Augen meiner Brüder und Schwestern und sah – das war meine Gemeinde, „denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsre Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist“. Alles, was mich verwirrt hatte, war vom Strom dieser Liebe weggespült worden.

Wanja Moisejew

In allen Gemeinden unseres Verbandes verbreitete sich die Nachricht, dass unser Glaubensbruder Wanja Moisejew bei der Armee zu Tode gequält worden sei. Da ich gerade vom Militärdienst zurückgekehrt war und einige aus unserer Gemeinde noch dort waren, war dies ein sehr aktuelles Thema für uns. Bald tauchten in unserer Gemeinde Fotografien von Wanja auf: vor der Einberufung, bei der Armee und im Grab – mit Folterspuren. Die offizielle Version lautete, er sei während eines Ausgangs ertrunken.

Doch wir hatten Kopien von Briefen, die Wanja an seine Eltern geschrieben hatte. Darin erzählte er, dass die Offiziere ihn die ganze Nacht nackt in der Kälte gelassen hatten. Anschließend wunderte sich die ganze Truppe, dass er heil und unversehrt war und nicht einmal einen Schnupfen

bekommen hatte. Dann schrieb er, dass sie ihn verspottet, bedroht und geschlagen hatten. Und so weiter – viele Monate lang. Über Wanja Moisejew und die Wunder, die er erlebte, wurden später Bücher geschrieben, doch zu dieser Zeit wollten wir nur, dass möglichst viele Menschen von dem Glaubenshelden unserer Zeit erfuhren. Wir verstanden, dass es auch in den Verfolgungszeiten im ersten und zweiten Jahrhundert der Christenheit genau solch einfache Menschen wie Wanja Moisejew waren, die man später aufgrund ihres Martyriums und der mit ihrem Leben verbundenen Wunder zu den Heiligen zählte.

Junge Leute aus unserer Gemeinde bauten eine große Kiste aus Sperrholz, die oben eine Glasscheibe und innen starke Lampen hatte. Es war eine Art Apparat für Fotokopien. Damit wurden Fotografien und Dokumente über Wanja Moisejew kopiert und in allen Gemeinden Kirgisiens und Kasachstans verbreitet. Dann kopierten wir auf diesem Apparat Noten für den Chor. Ein Gemeindeglied, das wir der Zusammenarbeit mit den Behörden verdächtigten, warnte uns damit aufzuhören, da es sonst böse enden würde. Zugleich sollten wir die Druckerausrüstung aus dem Haus meines Vaters entfernen. Also nahmen wir den Apparat auseinander, vernichteten schnell das Papier für die Untergrunddruckerei, das Andreas und Onkel David besorgt hatten und das wir im Haus der Eltern aufbewahrten und warteten mehrere Wochen lang angespannt auf eine Durchsuchung. Doch alles blieb ruhig.

Der Tod von Wanja Moisejew wurde für uns, die Jugend der siebziger und frühen achtziger Jahre, zu einem Signal, einem Aufruf, Jesus Christus noch eifriger zu dienen. Er markierte einen gewissen Neuanfang. Was da anfang wussten wir nicht, aber wir warteten und beteten um Erweckung.

Glück

Mir war klar, dass ich eigentlich nicht so beten durfte, da ein gewisser Eigennutz dahinter steckte. Ich war 22 Jahre alt und wusste, dass ich nicht fürs Alleinsein geschaffen war. Und so bat ich Gott um ein Zeichen. Ich betete folgendermaßen: „Herr, bitte zeige mir diejenige, die du als meine Frau ausgewählt hast. Gib mir ein Zeichen. Lass dieses Zeichen die Liebe sein, die ich für dieses Mädchen empfinde. Ich weiß, dass ich kein Recht habe, das von dir zu erwarten. Doch um dieses Mädchens willen, das ein Recht auf einen liebenden Mann hat, gib mir dieses Zeichen“. So betete ich und wartete auf das Zeichen.

Ein Mädchen in unserer Gemeinde gefiel mir besonders gut, doch ich wollte sie nicht einfach deswegen heiraten, weil sie mir gefiel. Ich dachte, es sei ihr gegenüber unehrlich. Jedes Mal, wenn ich neben ihr ging, was ziemlich häufig vorkam, spürte ich ihre Nähe.

Jedes Mal folgte ich verstohlen ihren Fingern, wenn sie gewandt über die Tasten des Akkordeons liefen und Töne hervorlockten, die mich zum Lachen und zum Weinen bringen konnten. Wenn ich ihre zielstrebigem Schritte sah oder ihren verlegenen Blick, wenn sie im Chor auftrat, begriff ich, dass ich keine bessere Partnerin fürs Leben finden konnte. Doch ich wartete auf ein Zeichen von Gott.

Und schließlich bekam ich dieses Zeichen. Ihre Eltern beantragten die Ausreise nach Deutschland. Zu dieser Zeit bedeutete das noch nicht viel, doch allein die Tatsache beunruhigte mich! Ich wurde nervös und konnte nicht mehr schlafen.

Ich wurde regelrecht depressiv. Bei der Arbeit setzte ich mich hinter die Bohrmaschine, damit mich niemand sah,

und hing meinen trüben Gedanken nach: Sie würde weggehen!

Es war am 16. November 1972, nach einer Bibelstunde in Belowodskoje, zu der sie immer fuhr. Anschließend übernachtete sie bei ihrer Freundin, meiner Kusine Frieda. Ich ging mit ihr zusammen zu Frieda, wo wir uns über dies und jenes unterhielten.

Dann nahm ich eine Streichholzschachtel, schrieb ein paar Worte darauf und gab sie ihr heimlich unter dem Tisch. Ich erinnere mich noch genau an dieses Gefühl der ersten intimen Berührung, als meine Hand ihre Hand streifte. Meine Botschaft war die Bitte mit mir nach draußen zu gehen.

Sie kam heraus, verlegen und aufgeregt.

„Ich liebe dich. Liebst du mich auch und möchtest du mich heiraten?“, war alles, was ich ihr sagte.

„Ich liebe dich auch. Und ich möchte dich heiraten“, antwortete sie.

Zwischen Küssen fragte ich sie, was sie jetzt über die Ausreise nach Deutschland dachte. Sie antwortete, dass sie niemals von mir weggehen würde. Mein Glück hat einen Namen – Elvira.

Mein Lehrer

„Wir haben dafür gebetet“, sagte Andrej Stoll.

„Wofür?“, fragte ich und wusste gleichzeitig schon, was er meinte.

„Dass Gott dich und Elvira zusammenbringt. Ich betete bereits dafür, als ich dich noch gar nicht persönlich kannte. Elvira ist ein Engel. Das solltest du nie vergessen.“

Andrej Stoll war mein Lehrer. Als ich von der Armee zurückkam, erfuhr ich, dass wir einen neuen Prediger in der Gemeinde hatten. Er war von den Nichtregistrierten zu uns gekommen. Er war um des Wortes Gottes willen fast vier Jahre im Gefängnis gewesen. So kam es, dass Andrej Stoll und ich Freunde wurden.

Zu jeder Gelegenheit konnte er mir eine Geschichte aus seinem Leben im Straflager erzählen. Und er erzählte mir viele davon. Sein Auto, in dem wir uns gewöhnlich unterhielten, wurde für mich einige Jahre lang zum Hörsaal. Mit ihm und anderen Gemeindegliedern, meinem Bruder Andreas und Iwan Volkov besuchten wir Nikolaj Sisow, unseren Superintendenten, mit dem wir uns auch im „Lada“ von Andrej Stoll unterhielten.

Mein väterlicher Freund zeigte mir an Beispielen, was Eitelkeit ist und wie man mit Versuchungen kämpft, was Gesetzlichkeit ist und was es bedeutet, frei von der Macht der Sünde zu sein, was Weisheit ist und wodurch sie sich vom Wissen unterscheidet. Hier nur eines von Hunderten von Beispielen, die ich damals hörte. Es handelt vom Unterschied zwischen Wissen und Offenbarung.

„In unserem Lager gab es einen äußerst gebildeten Mann. Wenn ich mich nicht täusche, sagte er, er sei Professor und spräche sieben Sprachen. Er hatte in Berlin studiert und in Paris Vorlesungen gehalten ... Ich weiß nicht warum, aber er redete gern mit mir, obwohl ich damals nur ein Junge von achtzehn Jahren war. Und ich hatte nur die vierte Klasse absolviert. Er arbeitete in der Werkhalle als Putzkraft und besuchte mich häufig in meinem Verschlag. Einmal ‚las‘ Samuel Schapselbaum, so hieß er, eine aktuelle Zeitung. Er überflog sie mit den Augen diagonal von links oben nach rechts unten, dann war er fertig. Er blätterte sie durch.

„So können Sie doch nichts richtig durchlesen, Herr Schapselbaum“, sagte ich.

„Nimm sie!“ Er gab mir die Zeitung. „Lies irgendeinen Artikel vor.“

„Am ersten März 1953 weilte eine ungarische Delegation ...“ begann ich zu lesen.

„... zu einem offiziellen Freundschaftsbesuch in Moskau ...“ fuhr Herr Schapselbaum fort und zitierte den gesamten Artikel, wobei er seine „Lesung“ durch umfangreiche Kommentare und Informationen bereicherte, die ihm „zwischen den Zeilen“ eingefallen waren – darüber, dass künstlich eine Anspannung erzeugt werde, die beim Volk zu einem Komplex von der Art führen solle, dass es denkt: „Wenn wir es auch schwer haben, wenn es auch nichts zu kaufen gibt, wenn wir auch hungern, Hauptsache, es gibt keinen Krieg“.

Dann nahm Herr Schapselbaum mir die Zeitung ab und las weiter. Ich weiß noch, dass es Frühling war. Wir saßen auf einer Bank an der Barackenwand, die von der niedrigen aber schon warmen Sonne beschienen wurde. Neben mir saß Boris Friesen, der sich an den Erdhügel lehnte und sein Gesicht in die Sonne streckte. Boris Friesen war gläubig. Politik berührte ihn wenig, und so interessierte ihn auch die Zeitung nicht.

„Im Dezember ist es drei Jahre her, dass sie mich eingebuchtet haben. Ich weiß, dass ich nicht länger als drei Jahre sitzen werde. Bald bin ich wieder zu Hause“, sagte Boris Friesen träumerisch und strich dabei über seinen Vollbart. Er hatte noch sieben Jahre Reststrafe vor sich, aber Gott hatte ihm gesagt, dass er nicht länger als drei Jahre im Lager bleiben würde. Ich bemerkte den verächtlichen Blick von Herrn Schapselbaum, der neben mir saß. Ich wusste, dass aus unserem Lager selten jemand in die Freiheit entlassen

wurde, und vorzeitig schon gar nicht. Doch jede Woche kam ein neuer Transportzug mit Häftlingen. Von Herrn Schapselbaum wusste ich, dass wir ‚ein unersetzlicher Teil des wirtschaftlichen Potenzials für die Entwicklung des Landes und ein grundlegender Faktor bei der Aneignung neuer Lagerstätten nützlicher Bodenschätze‘ waren. Daher schämte ich mich ein wenig für meinen ungebildeten Glaubensgenossen und schwieg.

Dann kam der Winter. Es war Dezember. Am Lagertor stand der erste gläubige Häftling, der aus unserem Lager entlassen wurde. Er ging zwischen Maschinengewehrschützen auf den Wachttürmen und Wächtern mit bellenden Hunden hindurch. Boris Friesen, er war es tatsächlich, drehte sich noch einmal um und winkte zum Abschied. Samuel Schapselbaum begleitete ihn.

Ihre Blicke trafen sich. Über die eingefallenen Wangen des Akademikers liefen Tränen“.

Mein Lehrer schien mir ein Prophet zu sein. Durch ihn sprach Gott mit mir.

Der „Moskwitsch“

Andreas und unsere Eltern kauften gemeinsam ein Auto – einen „Moskwitsch 401“.

Andreas reparierte ihn in der Sommerküche, und das war sehr oft nötig. Manchmal, wenn am Samstag plötzlich der Motor klapperte, nahm er ihn am Abend auseinander, reparierte ihn über Nacht, setzte ihn wieder zusammen und baute ihn wieder ein.

Am nächsten Morgen fuhren wir dann mit dem Auto wieder zum Gottesdienst.

Seit dieser Zeit erscheint mir der Motor nicht als das Komplizierteste am Auto. Das Getriebe ist viel komplexer. Es funktionierte bei unserem Moskwitsch, wann es wollte.

Eines Nachts klopfte Andreas an unser Fenster. Zu dieser Zeit wohnten meine Frau und ich im Dorf Petrowka an der Hauptstraße.

Es stellte sich heraus, dass er das Auto bis über die Fenster mit christlicher Literatur aus einer Untergrunddruckerei vollgeladen hatte. Die Bücher wollte er irgendwohin bringen.

Ich fragte ihn nach nichts: wir hatten gelernt, nur so viel zu wissen, wie unbedingt nötig war. Damit man beim eventuellen Verhör niemanden verriet.

Andreas erzählte, dass unterwegs etwas kurz im Getriebe geknackt hatte und er anschließend nur noch im dritten Gang fahren konnte. Wenigstens war es nicht der Rückwärtsgang. Doch auch im dritten Gang kam man nicht weit, und schon gar nicht mit einem überladenen Auto. Daher rief Andreas mich.

Man musste das Auto von der Straße holen und es irgendwo in einer Garage oder einem Schuppen verstecken. Ich war bei ihm, so schnell ich konnte.

Niemals mehr in meinem Leben war ich so müde wie damals, als ich den mit wertvollen Büchern vollgeladenen „Moskwitsch 401“ kilometerweit geschoben hatte.

Das Lager

Wir waren noch nicht lange verheiratet. Im Dorf Petrowka fanden wir ein Häuschen zur Miete und ließen uns dort, voll Liebe und froher Hoffnung, nieder. Das Häuschen hatte zwei Zimmer, und die Fenster gingen direkt zum Gehsteig, hinter dem die Hauptverkehrsstraße von Frunse nach Taschkent verlief. Diese Straße zog sich das ganze Tschu-Tal entlang, und in fast allen Siedlungen bildete sie die Hauptstraße. Da es keine Zebrastreifen gab, kamen auf dieser Straße wahrscheinlich mehr Menschen um als im Bürgerkrieg.

Doch dieser Ort war sehr praktisch, um die fertige Produktion des Untergrundverlags „Christianin“ zu lagern. Deshalb war unsere Sommerküche voll mit frisch gedruckten Büchern. Als sie gebracht wurden, hatte ich keine Zeit zu fragen, welche Bücher es waren. Erst als Elvira die Bücherpakete in der ihr so eigenen Genauigkeit nach Titeln geordnet hatte, konnten wir sehen, von welchem Reichtum wir umgeben waren. Da standen wir und atmeten den Duft frischer Druckerschwärze, streichelten die ordentlichen Bücherpakete und beteten, dass Gott uns vor feindlichen Blicken und vor Gefahr bewahren möge und mit seinem Schutz auch bei den Kurieren sein möge, die dann einer nach dem anderen kamen, um die Bücher in kleinen Mengen im ganzen Land zu verteilen.

Auf unserem runden schwarzen Ofen zum Heizen stand eine Kasse, die man uns gab, damit wir den Kurieren Geld für die Fahrt geben konnten.

Den Geruch eines neuen Buches kann man wohl mit dem Duft von frischgebackenem Brot vergleichen. Ich habe

ihn für immer lieb gewonnen. Ich bat Gott, dass er mir die Möglichkeit geben möge, eines Tages einmal in einem Verlag zu arbeiten. Und jedes Mal, wenn ich ein neues Buch in den Händen halte, das von unserer Mission herausgegeben wurde, danke ich Gott für sein Wohlwollen. Wir geben Bücher in vielen Sprachen Osteuropas und der ehemaligen Sowjetunion heraus. Wenn ich morgens zum Gebet gehe, durchquere ich die Lagerhalle, in der diese Bücher liegen. Sie riechen so gut! Dann denke ich oft an unsere von Bücherstapeln vollgestellte Sommerküche und den Duft nach Druckerfarbe.

Unser Sohn

Ich rannte auf den sonnenbeschienenen Hof des Gemeindehauses in Romanowka, hüpfte und jubelte: „Ein Junge! Ein Junge! Wir haben einen Sohn bekommen!“ Die alten Frauen lächelten, die jüngeren Frauen lachten und fragten: „Was ist daran besonders?! Alles, was lebt, ist irgendwann einmal geboren worden“. Doch diese pragmatischen Aussagen konnten meine Freude nicht dämpfen: Wir hatten einen Sohn bekommen!

Ich hatte bereits seit einigen Monaten seine Bewegungen in Elviras Bauch beobachtet. Manchmal war er sehr aktiv, sodass sich kleine Wellen über die gespannte Haut des großen Bauches bewegten.

Früh am Sonntagmorgen, als die Zeit kam (man wartet und wartet und trotzdem geschieht es dann ganz plötzlich), brachte ich Elvira ins Entbindungsheim nach Sokuluk. Sie wurde im zweiten Stock untergebracht. Ich verstand nicht, warum die Männer so weit wie möglich von diesem so wich-

tigen Ereignis im Familienleben fern gehalten wurden. Ich wartete. „Es dauert noch eine Weile“, sagte mir am Fenster der Aufnahme eine Schwester, die über meine beständigen Fragen schon verärgert war.

Also ging ich zum Morgengottesdienst. Dort bekam ich überhaupt nichts mit: Vor meinen Augen sah ich nur Elviras blaue leidvolle Augen und ihren runden Bauch, in dem sich unser Kind bewegte und nach draußen wollte.

Ich wünschte mir so sehr einen Sohn. Ich malte mir aus, wie ich ihn in den Armen halten würde, wie ich ihn baden und ihm die Windeln wechseln würde, und wie ich mit ihm angeln gehen würde. „Amen!“ – Grigorij Slisenko beendete den Gottesdienst und ich rannte zur Bushaltestelle, nachdem ich ihm rasch einen dankbaren Blick zugeworfen hatte. So schnell wie möglich ins Krankenhaus! Vielleicht hatte Elvira das Kind ja schon bekommen. Nein. Ich musste warten. Bis vier Uhr nachmittags.

Ich stand hinter dem Krankenhaus. Elvira zeigte mir durchs Fenster das in Windeln gewickelte Kind. „Ein Junge. Harry“. Ich las die Worte mehr von ihren Lippen ab, als ich sie hören konnte. Neben mir stand schwankend noch ein junger Vater, der vor Freude einen über den Durst getrunken hatte. Elviras Zimmernachbarin zeigte ihm auch ein solches Wonnepaket. Mein Kamerad warf den Kopf zurück, wobei er durch diese ungewohnte Lage des Kopfes sehr ins Schwanken geriet, und sagte laut: „Ist das aber ein kluges Mädchen!“

Ich wunderte mich nicht über seine Worte. Ich sprang vor Freude.

Überglücklich rannte ich ins Gemeindehaus und jubelte laut: „Ein Junge! Ein Junge! Wir haben einen Sohn bekommen!“

Der Tod

Mein Vater war gestorben. Die Welt war leer geworden. Das konnte einfach nicht sein! Gerade im Hochsommer, als auf den Bäumen Äpfel und Birnen reiften, als sich die Maiskolben mit Gold überzogen, direkt mitten im Leben ging mein Vater von mir. Ich wusste nicht, dass er in meinem Herzen und in meinem Leben so viel Raum einnahm. Das merkte ich erst an der großen Leere, die er hinterließ.

Ich ging hinter seinem Sarg die Straße entlang, in der großen Prozession seiner Freunde und Verwandten. Ich konnte nicht glauben, was geschehen war. Tränen hatte ich keine, da war nur diese fühlbare, unglaublich schmerzhaft Leere.

Viele Jahre später besuchte ich noch einmal sein Grab in Belowodskoje. Das Grabmal, es war eine aus Eisenblech zusammengeschweißte und mit blauer Farbe gestrichene Pyramide, mit Vaters Porträt aus abgeschlagenem Emaille in der Mitte, wirkte trostlos. Ich wusste, dass er nicht hier war. Aber die innere Leere war da. Seinen Platz hat niemand eingenommen.

Wie ich mich danach sehne, ihn wiederzusehen! Dort, wo es keinen Abschied mehr gibt. Dort, wo diese beständige, schmerzende innere Leere durch das Zusammensein mit ihm gefüllt wird.

In Litauen

Wir packten sehr schnell unsere Sachen. Genauso schnell wie wir die Entscheidung getroffen hatten. Einige deutsche Familien aus der Gemeinde im Dorf Kalininskoje und einige aus unserer Gemeinde in Romanowka beschlossen, aus Kirgisien nach Litauen umzuziehen. Von dort aus war es offenbar einfacher nach Deutschland auszureisen.

Elvira, die mit unserem zweiten Kind schwanger war, blieb zurück, um unser beinahe fertig gebautes Haus zu verkaufen, in dem wir noch nicht gewohnt hatten. Und es war ein so schönes, neues Haus, nach einem für diese Zeit modernen Plan, mit Bad und Toilette im Haus und einer hellen Küche. Unser Haus! Wir hätten so schön darin wohnen können. Aber nein, wir hatten es eilig.

Genau in der Mitte von Litauen gab es eine Sowchose, deren Direktor ungeachtet möglicher Unannehmlichkeiten beschlossen hatte, einige deutsche Familien aufzunehmen. Die ersten Neuankömmlinge wurden bereits zur Arbeit eingeteilt und erhielten Quartiere. Solch heruntergekommene Unterkünfte hatte ich in meinem ganzen Leben nicht gesehen! Die Sowchose versank offensichtlich im Schmutz. Ich bekam Arbeit als Elektriker und gab meinen Pass zur Anmeldung ab. Dann wartete ich ungeduldig, dass Elvira das Haus verkaufte und nach Litauen kam. Ich hatte solche Sehnsucht nach ihr, dass es die anderen Umsiedlerfrauen bemerkten und Elvira auch ungeduldig zu erwarten begannen: was für eine Frau mochte das nur sein, wenn sie so vermisst wurde?!

Mir wurde eine Unterkunft in Sadunai (einem Gehöft drei Kilometer vom Dorf entfernt) in einem Schuppen zugewiesen. Ich hatte keine Wahl, also musste ich mich damit

zufrieden geben. Wir machten ihn sauber, strichen ihn, gossen die Rattenlöcher mit Beton zu und warteten auf den Container mit dem Hausrat.

Nach zwei Monaten kam endlich Elvira! „Eine Frau wie jede andere“, sagten die Umsiedlerfrauen. „Was verstehen die schon“, dachte ich und strahlte vor Freude.

Zusammen mit ein paar anderen Deutschen, die es auch nicht geschafft hatten sich anzumelden, bevor der KGB von unserer Übersiedlung erfahren hatte, wurde ich kurz darauf von der Arbeit entlassen. Sollten wir zurückgehen oder bleiben, kämpfen oder uns geschlagen geben? Wir diskutierten tagelang. Einige fuhrten zurück. Die meisten hatten nichts, wohin sie zurückkehren konnten: die Häuser hatten sie verkauft, die Hälfte des Geldes für den Umzug ausgegeben.

Wir erfuhren, dass im Land von „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ nicht alle Völker gleich waren. Deutsche durften sich nicht in großen Städten, in der Ukraine, in den baltischen Republiken und in Transkaukasien niederlassen.

Unser Los war Sibirien und Zentralasien. Ich schloss mich gemeinsam mit den politischen Dissidenten und den für die Ausreisefreiheit nach Israel kämpfenden Juden dem Kampf um Gleichberechtigung an. Diese Tätigkeit nahm mich völlig in Anspruch.

Ich reichte im Namen dreier anderer zum Kampf Entschlossenen beim Bezirksgericht eine Klage gegen unsere Sowchose ein. Zum allgemeinen Erstaunen gewannen wir den Prozess, sodass wir alle vier wieder arbeiten durften und dann auch beim Passamt angemeldet wurden.

Mein Bruder Andreas kam auch und wollte sich in Litauen oder Weißrussland „festsetzen“, doch der Sicherheits-

dienst war wachsam. Er und einige andere mussten mit leeren Händen zurückkehren.

Im ersten Jahr fanden die Gottesdienste in unserer Wohnung statt. Recht vielen Christen gelang die Umsiedelung, sodass die Gottesdienste von siebzig bis manchmal hundert Menschen besucht wurden.

In Litauen geht die Sonne im Winter spät auf und früh unter und den ganzen Tag über herrscht ein gewisses Halbdunkel. Die von Wäldern umgebenen schwarzen Felder, hier und da von den Stoppeln des Vorjahres bedeckt, verstärkten das Gefühl der Fremdheit noch mehr. Und auch das Volk war uns fremd, es sprach eine uns unverständliche Sprache.

Russisch verstanden die Leute schon, aber sie mochten es nicht sprechen. Und alle Neuankömmlinge waren Deutsche. Die Litauer betrachteten uns mit Neugier, vermischt mit Angst und etwas Respekt. Wir waren Fremde.

Unsere Gemeinde wurde zu einer geschlossenen Kolonie mit eigenen Interessen, eigenen Feiertagen und Problemen, einem eigenen Leben. Solche Kolonien entstanden auch in anderen Städten: in Kedainiai, Schilute und Zarasai. Wir versuchten Kontakt zu ihnen zu knüpfen und sammelten dort Unterschriften für gemeinsame Petitionen an die Menschenrechtskommission der UNO, an das Friedenskomitee, an die Helsinki-Gruppe um Juri Orlow und an Andrej Sacharow.

Bei allen Übersiedlern gab es überall nur ein Gesprächsthema: Deutschland.

Die Berufung

Mit der Zeit gewannen wir Litauern lieb, seine Wälder, das ruhige Wesen seiner Einwohner, die wunderschöne Architektur seiner Städte, die majestätischen Kathedralen, die melodische, einfache, alte und für uns verständlich gewordene Sprache.

Mit den Jugendlichen aus unserer Gemeinde besuchten wir andere Gruppen und unternahm längere Fahrten, zum Beispiel nach Riga, Tallinn und Leningrad.

Einmal waren wir mit unserer Gruppe auf der Rückreise von Leningrad und beschlossen in Siauliai, das fünfundzwanzig Kilometer von unserem Dorf entfernt lag, unsere Bekannte Maria Sawadski im Krankenhaus zu besuchen. Sie hatte Krebs und lag in der Onkologie. Man ließ uns ins Foyer, wo wir Maria und ihren Mann trafen und ihnen einige Lieder vorsangen. Auch die anderen Patienten hörten die Lieder.

Einen von ihnen erkannte ich sofort, es war mein Arbeitskollege Rimas, ein Installateur.

„Was machst du hier?“, fragte ich ihn, weil ich nicht wusste, was ich sagen sollte.

„Sie haben hier bei mir etwas gefunden“, er zeigte auf seine rechte Schulter, „aber ich werde schon wieder entlassen.“

Die Lieder hatten ihm gefallen. Ich ertappte mich bei dem Gedanken, dass es wohl nicht besonders gut für ihn aussehen musste, wenn sie ihn bereits wieder entließen. „Ich muss ihn unbedingt besuchen“, dachte ich.

Mit Litauern kamen wir nur bei der Arbeit in Kontakt, und das auch nur so weit es sich nicht vermeiden ließ. „Juden haben keine Gemeinschaft mit Samaritern“ – eine pas-

sendere Umschreibung unserer Beziehung konnte ich nicht finden. „Er ist so stolz, so unzugänglich.“ Mit diesen Gedanken rechtfertigte ich mich jedes Mal, wenn Gott mich an meine Unlust erinnerte, Rimas zu besuchen.

„Dürfte ich Rimas besuchen?“, fragte ich schließlich unseren Ingenieur für Sicherheitstechnik, von dem ich wusste, dass er ein Verwandter von Rimas war.

„Sicher kannst du das“, antwortete er. „Leider kommt Rimas aber nicht mehr zu Bewusstsein. Er ist ständig unter Betäubungsmitteln.“

Es zerriss mich innerlich. Wie oft hatte mich Gott ermahnt zu Rimas zu gehen und ihm vom Evangelium zu erzählen! Doch mein Nationalismus und meine Trägheit sowie unsere Zurückgezogenheit waren zu einem unüberwindlichen Hindernis geworden, das zwischen Rimas und der Erlösung stand.

Ich wusste, dass meine Buße und Reue Rimas nicht helfen konnten und war verzweifelt. Wozu predigte ich jede Woche denselben Leuten Wahrheiten, die sie schon lange kannten? Lag denn darin meine Bestimmung, war ich dazu berufen? Warum waren wir eigentlich nach Litauen gekommen? Um nach Deutschland zu gehen? Und wer sagte den Litauern, dass Gott schon alles für ihre Errettung getan hatte?

„Herr, vergib, wenn du kannst! Wenn du mir vergeben hast, dann gebrauche mich und uns bitte, um dem litauischen Volk dein Evangelium zu bringen.“

Mit diesem Gebet, meiner zweiten Bekehrung, wie ich es später nannte, schlug Gott in meinem Leben eine neue Seite, oder vielmehr ein neues Kapitel auf. Und es dauerte nicht lange, bis er in unser Haus Litauer schickte, die von Fragen nach dem ewigen Leben, nach der Erlösung, nach

einem Leben mit Gott und nach der Bibel umgetrieben wurden. Mit der Zeit entstanden Gruppen von gläubigen Litauern in Mazeikiai, Kaunas, Jonischkis und Siauliai. Gott sandte uns zu Menschen, und er schickte Menschen zu uns. Ich war so froh – ich wusste, dass er mir vergeben hatte!

Doch immer wenn ich an Rimas denke, wird es mir auch nach fünfundzwanzig Jahren noch so schwer ums Herz, dass mir Tränen in die Augen steigen.

Unsere Kinder

Harry war ein sehr lebhaftes Kind. Tagelang fuhr er auf dem Fahrrad draußen herum und, sobald es geschneit hatte, auf dem Schlitten. Es war unmöglich ihn im Haus zu halten. Abends war er dann so müde, dass er am Tisch mit noch unzerkautem Brei im Mund einschief. Dann zog ich ihn aus, legte ihn ins Bett und schaute wehmütig auf unseren fast fünfjährigen Erstgeborenen. Er stotterte. Ich stellte mir vor, wie ihn die anderen Kinder in der Schule traktieren würden, da er aus einem gläubigen Elternhaus kam und noch dazu ein Deutscher war. Dabei wurde mir sehr schwer ums Herz.

Ich kniete nieder und legte meine Hand auf den Kopf meines schlafenden Sohnes. „Herr, vergib mir ...“ Ich bekannte Gott alles, was mir einfiel. „Wenn du mich auf mein Herz aufmerksam machen wolltest, hier lege ich es dir hin. Ich danke dir. Bitte, heile unseren Sohn!“

Elvira räumte in der Küche den Tisch ab. Ich sagte ihr nichts. An diesem Abend war mir besonders schwer ums Herz. Unsere Tochter Lilly schlief.

Am nächsten Morgen ging ich zur Arbeit. Da ich in einer weiter entfernten Abteilung arbeitete, schaffte ich es zum Mittagessen nicht nach Hause. Als ich am Abend heimkam, war Elvira irgendwie angespannt, aber auch fröhlich. Ich wunderte mich, sie in dieser Verfassung zu sehen.

Harry saß am Tisch und aß zu Abend. Als er um das Brot bat, sah mich Elvira erwartungsvoll an. Ich verstand nicht, was sie von mir erwartete.

„Hast du nichts bemerkt?“

„Nein. Was ist los?“

„Harry stottert nicht mehr!“

„Was sagst du da?“

Ich war völlig verduzt. Ich hatte mein Gebet vom Vortag bereits vergessen.

„Harry! Wie oft soll ich dir noch sagen, dass du nicht mit vollem Mund reden sollst!“ Ich schimpfte mit ihm, aber in meinen Worten war keinerlei Strenge, und ich hatte einen Kloß im Hals.

Mit sechs Jahren konnte Harry Deutsch, Litauisch und Russisch sprechen, und er lernte Russisch lesen.

In unserem zweiten Kind Lilly hatte Gott uns ein erstaunliches Baby geschenkt! Ein solch ruhiges und diszipliniertes Kind habe ich nirgends sonst wieder getroffen. Doch das Leben im Schuppen und ohne Vitamine blieb nicht ohne Folgen. Lilly bekam Rachitis, ihre Beinchen verkrümmten sich, ihre Knochen begannen sich zu verformen.

„Bringt sie zu mir nach Kirgisien“, schlug meine Mutter vor. „Hier erholt sie sich bestimmt.“

Wir waren einverstanden: „Gut. Aber verwöhne sie nicht zu sehr.“

So kam die dreijährige Lilly für ein halbes Jahr nach Kirgisien, wo Wärme, Sonne, Obst und ständige frische Luft

ihr Werk taten. Sie wurde völlig gesund. Sie blieb zwar die Kleinste in der Familie, aber gleichzeitig vielleicht auch die Sportlichste. Und auch für ihre geistliche Entwicklung waren die Monate, die sie bei ihrer Großmutter neben dem Gemeindehaus in Romanowka verbrachte, sehr wertvoll: Dort lernte sie bewusst zu beten und die Erwachsenen und ihre Welt als die ihre wahrzunehmen.

Nach Lilly bekamen wir Otto. Er war von Anfang an ein fröhlicher und gutmütiger Junge. Reden und Singen schienen seine Berufung zu sein, da wir jeden Tag unablässig seine fröhliche Stimme hörten.

Wir zogen ins Nachbarhaus um, in dem eine etwas größere Wohnung frei geworden war, die allerdings auch nicht gerade komfortabler war als die alte. Wir mussten den ganzen Winter über mit Kohle oder Holz einen Ofen heizen, der nur sehr wenig Wärme abgab. Das Haus war feucht und kalt.

Im Hof war ein Hund angebunden, den Otto besuchen wollte, als er gerade erst laufen gelernt hatte. Der Hund biss ihn mitten ins Gesicht. Das gab ein großes Geschrei, aber Otto beruhigte sich schnell wieder. Sein ganzes Gesicht war blutig, doch es zog ihn zu dem Hund. Dessen Verhalten änderte sich durch Ottos Liebe leider nicht.

Ein paar Tage später ging Otto wieder zu dem Hund, sobald niemand auf ihn aufpasste. Der Hund konnte sicher nicht glauben, dass ein Mensch ihn lieben konnte und biss ihn wieder.

Doch Otto liebte nicht nur Hunde. Er redete mit allen möglichen Leuten und kümmerte sich um jeden. Als er verstand, dass Ungläubige nicht in den Himmel kommen wie er, sondern in die Hölle, warnte er jeden davor.

Dann kam Emma, unser viertes Kind. Die Kleine war

wunderschön: sie hatte wache, dunkle und tiefgründige Augen. Sie schien bereits mit ihrer eigenen Meinung auf die Welt gekommen zu sein. Und sie hatte immer ein Gefühl für das Schöne.

Uns wurde eine komfortablere Zweizimmerwohnung zugewiesen. Was war schon dabei, dass eine Familie mit einem Kind eine Dreizimmerwohnung bekam und wir mit vier Kindern eine Zweizimmerwohnung, wir waren schließlich Deutsche und sowieso nur vorübergehend im Land. Vom Kopf her verstanden wir es, doch diese Ungerechtigkeit bedrückte uns trotzdem. Aber immerhin hatten wir jetzt Gas und warmes Wasser in der Wohnung. Wunderbar!

Ich war den ganzen Tag über bei der Arbeit, und nach Feierabend fuhr ich durch Litauen, besuchte Menschen, die sich für den Glauben interessierten oder sich bereits zu Christus bekehrt hatten. Vor einer dieser Fahrten bemerkte ich, dass Elvira, die gerade Emma in den Armen hielt, Tränen in den Augen hatte.

„Was ist mit dir? Warum weinst du?“

„Könntest du vielleicht einen Tag im Monat für deine Familie freihalten? Ich kann nicht einmal in die Stadt fahren, um einkaufen zu gehen. Die Kinder brauchen doch auch etwas zum Anziehen, nicht nur Essen (in unserer Sowchose gab es nur einen Gemischtwarenladen, und die Stadt Radvilischkis lag fünf Kilometer entfernt).

„Gut“, antwortete ich. Mit Schrecken erkannte ich, dass ich mich ganz dem Dienst gewidmet hatte, aber ich hatte ja eine Frau und vier Kinder, denen meine Liebe, ich selbst und meine Zeit doch in erster Linie gehören sollten.

Beta und Rajmonda

In Jonischkis wohnte eine litauische Familie, die früher, noch vor dem Krieg, der Baptistengemeinde angehört hatte. Ihre Adresse bekamen wir in Klaipeda. Wir besuchten sie. Donata, wie unsere neue Bekannte hieß, verhielt sich uns gegenüber sehr vorsichtig.

„Deutsche seid ihr also ... Wir hatten einmal einen Pastor, der war auch Deutscher. Am Ende des Krieges verließ er uns und ging mit den Deutschen. Wir blieben hier unserem Schicksal überlassen. Das ist jetzt schon mehr als dreißig Jahre her“, sagte unsere Gastgeberin traurig.

„Wir lassen euch nicht im Stich“, antworteten wir und merkten dabei sofort, dass auch wir einmal weggehen könnten. Was sollten wir tun?

Ins Zimmer liefen zwei jungen Mädchen von etwa achtzehn Jahren. Sie waren aufgeregt und wollten gerade in die Diskothek gehen.

Eine von ihnen war Rajmonda, die Tochter der Hausherrin, die andere ihre Freundin Beta. „Ach, wo waren wir nur früher?“, dachte ich mit Bedauern. „Vor ein paar Jahren hätten sie noch eine Chance gehabt, doch jetzt hat die Welt sie schon stark im Griff.“

„Bleibt doch“, lud Donata die Mädchen ein. „Wir reden über Gott.“ Die Mädchen wechselten den Blick und ... blieben. Meine Verwunderung kannte keine Grenzen. Beta und Rajmonda überschütteten uns buchstäblich mit Fragen, so dass man meinen konnte, das Wichtigste in ihrem Leben sei es, die Wahrheit zu finden.

Wir konnten nicht auf alle Fragen antworten und es war schon weit nach Mitternacht, als wir Jonischkis verließen, doch wir versprachen, in einer Woche wiederzukommen.

Als wir eine Woche später kamen, war Beta bei der Arbeit. Sie arbeitete als Krankenschwester im Krankenhaus. „Wir könnten sie doch besuchen“, schlug Rajmonda vor. „Wir haben viel darüber geredet, was wir letztes Mal gehört haben. Beta kann zu uns hinauskommen, dann reden wir im Auto.“

Gott hat seinen eigenen Plan und seine eigenen Leute. Dort im Auto bekehrten sich diese beiden Mädchen und nahmen Jesus Christus als ihren Heiland und Herrn an. Nun waren sie in seinem Reich.

Ein Ersatzteil

Die Litauer respektierten uns. Ich weiß nicht warum, aber wir Deutschen aus Kirgisien hatten einen Vertrauensvorschuss bei ihnen.

Wenn wir sonntags auf der verschneiten Dorfstraße zum Gottesdienst gingen, begleiteten uns neugierige Blicke von Erwachsenen und Kindern.

Waldemar Spomer, unser Freund und Leiter unserer noch jungen Gemeinde, arbeitete in der Sowchose als Kraftstoffpumpeneinrichter.

„Nein, stell dir vor, dieser Deutsche, Spomer, wäscht im Dieselöl jedes Einzelteil, bevor er das Aggregat zusammensetzt!“, sagte in der Werkstatt ein Schlosser zu einem anderen.

„Bei einer solchen Kälte?“

Der andere glaubte ihm nicht.

„Ich habe es selbst gesehen.“

„Da ist es nicht verwunderlich, dass die Technik bei uns jetzt auch bei Frost funktioniert.“

Ich hörte das Gespräch der beiden Schlosser und war stolz auf unseren Gemeindeleiter. Manchmal ist es wichtiger, ein Einzelteil zu reinigen, als eine Predigt zu halten.

Angst

Wir bezeichneten unseren Dienst als „Mikromission“. Wir, das waren die Familie von Jakob Tielmann und meine Familie. Wir hatten ein Auto, das wir vom Geld politischer Dissidenten gekauft hatten, einen Filmprojektor und zehn Filme des Moody Institute. Zudem besaßen wir einen kompletten Jüngerschaftskurs auf Kassetten (mehrere Sätze davon) und cirka zehn Kassettenrekorder. All das hatten wir für Geld unserer „Mikromission“, also von unserem Zehnten, gekauft.

Den Kurs boten wir Neubekehrten an, da wir sie nicht ausreichend in ihrem geistlichen Wachstum unterstützen konnten. Wir waren für die von Earl Poysti gesprochenen Kassetten sehr dankbar.

Wenn Leute zum Glauben gekommen waren, gaben wir ihnen Kassetten und einen Kassettenrekorder und besuchten sie von Zeit zu Zeit, um mit ihnen zu reden und ihre Fragen zu beantworten. Doch die Neubekehrten waren über ganz Litauen verteilt, eine Familie lebte sogar in Lettland. Jeden Tag nach der Arbeit fuhren Jakob und ich in irgendeine Stadt. Manchmal besuchten wir auch unterwegs noch jemanden. Spät in der Nacht oder genauer gesagt am frühen Morgen kehrten wir zurück.

Manchmal werde ich gefragt, ob wir keine Angst hatten. Der KGB hatte uns seine Leute zugewiesen, um jede unserer Bewegungen zu verfolgen. Mich „hütete“ ein bereits

älterer Mann, ein russischer Kommunist. Sein Nachname war Lebedew. Wie ich war er Elektriker. Ab einem gewissen Zeitpunkt schickte unser Ingenieur ihn immer mit mir mit, unabhängig davon, ob das bei der Arbeit nötig war oder nicht. Als ich später einmal aus Deutschland ins bereits freie Litauen kam, besuchte ich Lebedew. Er freute sich und war sehr verlegen. Er entschuldigte sich vielmals! Jakob hatte seinen eigenen Spitzel.

Einmal waren wir auf dem Rückweg aus Vilnius. Es war ungefähr drei Uhr morgens. Als wir an einem Geschäft vorbeifuhren, merkten wir, dass ein „Wolga“ aus dem Parkplatz vor dem Laden herauskam und hinter uns herfuhr. Jakob fuhr schneller, der „Wolga“ auch. In Radvilischkis bogen wir auf die Straße ab, die zu unserer Sowchose führte. Unsere Verfolger fuhren schneller und der Abstand zwischen uns wurde kleiner. Noch eine Kurve. Der „Wolga“ blieb nicht zurück. Jakob raste mit Vollgas ins Dorf, hielt zwischen zweistöckigen Häusern an und sagte zu mir:

„Spring raus!“

„Warum?“, ich verstand nicht sofort.

„Du hast vier Kinder, ich habe nur eines. Spring raus, wir haben keine Zeit um zu diskutieren!“

Ich sprang aus dem Auto und versteckte mich im Schatten des Nachbarhauses. Jakob fuhr mit unserem „Lada“ zu seinem Haus und parkte vor der Tür. All dies dauerte nicht mehr als zehn Sekunden. Da raste auch der „Wolga“ mit Vollgas ins Dorf und hielt auf dem Parkplatz vor dem Laden. Aus dem Auto stieg ein Mann und überprüfte die Alarmanlage an der Ladentür. Dann stieg er wieder ein, und der „Wolga“ raste vom Parkplatz los, wobei er den Schotter unter seinen Rädern in alle Richtungen schleuderte, und verschwand in der Ferne. Ja, ich wusste, was Angst ist.

Am nächsten Abend fuhren wir mit unseren Frauen nach Mazeikiai. Dort war eine Frau zum Glauben gekommen und in ihrem Haus versammelten sich zehn Menschen, die sich für das Evangelium interessierten.

Unter Gottes Schutz

Meine Freunde meinten, es sei Überarbeitung. Ich glaubte das nicht. Ich war dreißig Jahre alt, fühlte mich stark genug, um einen Baum mitsamt den Wurzeln auszureißen, und nun sollte ich überarbeitet sein. Mir wurde oft schwindlig. Sehr schwindlig. So sehr, dass ich manchmal sogar das Gleichgewicht verlor.

Zum Beispiel arbeitete ich an einem Schaltschrank, bohrte in einem Relais und suchte nach dem Fehler, und plötzlich verschwamm mir alles vor den Augen.

Meine Freunde verordneten mir alle möglichen furchtbar gesunden Sachen: Konzentrate aus dem Nektar besonderer Arzneipflanzen und mehr. Wenn ich das alles gegessen und getrunken hätte, wäre ich wahrscheinlich schon längst gestorben.

„Waldemar, schau mal, vielleicht ist das etwas für dich“, sagte Elvira, reichte mir die Ausgabe Nr. 30 der Zeitschrift GLAUBE UND LEBEN aus dem Jahr 1980 und zeigte auf einen Artikel von Corrie ten Boom mit dem Titel „Gegen den Strom“.

Gegen Ende des Artikels las ich:

„Ich kann es nicht verstehen“, sagte meine Schwester Conny eines Morgens beim Aufstehen, „ich habe die ganze Nacht geschlafen, aber ich fühle mich schwach und müde.“

Mir ging es genauso. Wir dachten, dass wir uns vielleicht

mit irgendeiner Krankheit angesteckt hatten, obwohl weder Conny noch ich uns krank fühlten. Dann trafen wir in Warschau einen alten Bekannten aus Holland. Seine Frau und er reisten mit ihrem Wohnwagen durch Polen.

„Ich freue mich so, euch zu sehen!“, sagte er. „Wie geht es euch?“

Conny und ich sahen uns an:

„Wisst ihr, wir sind beide so müde! Unsere Beine sind schwer wie Blei, wie bei einer schweren Grippe, aber wir fühlen uns nicht krank, nur müde.“

„Lasst es mich euch erklären“, sagte er. „Eure Müdigkeit ist nichts anderes als Angriffe des Teufels. Ihm gefällt eure christliche Tätigkeit in Polen nicht, weil der Antichrist hier sehr aktiv ist und hier seine Armee organisiert. Corrie und Conny, denkt daran, dass das Blut Christi euch rein macht. Wenn ihr solche Angriffe der finsternen Mächte erlebt, müsst ihr sie im Namen Jesu Christi abwehren.“

Ich sah ein, dass der Bekannte Recht hatte. Wir saßen in seinem Auto und hörten zu, wie er aus der Bibel vorlas: „Und sie haben ihn überwunden durch des Lammes Blut und durch das Wort ihres Zeugnisses und haben ihr Leben nicht geliebt bis hin zum Tod“ (Offenbarung 12, 11). Dann betete unser Bekannter mit uns und legte uns die Hände auf. Er bat Gott im Namen Jesu Christi, die dunkle Macht von uns zu vertreiben.

Schon während des Gebetes spürte ich, wie sich die Finsternis aufhellte. Als er zu Ende gebetet hatte, war unsere Müdigkeit völlig verschwunden.“

Ich las den ganzen Artikel und merkte, dass das, was darin beschrieben wurde, genau meinem Zustand entsprach. Es war garantiert kein Zufall, dass eine auf illegalem Weg in dieses Land geschmuggelte Zeitschrift mit ausgerechnet

diesem Artikel in unser Haus gelangt war. Das überzeugte mich, dass mein Problem eine geistliche Ursache haben musste. Doch Corrie und Conny hatten einen Evangelisten, der für sie betete und ihnen die Hände auflegte, um sie von den Angriffen Satans zu befreien. An wen sollte ich mich wenden? Wer würde mir die Hände auflegen und für mich beten? In unseren Gemeinden war das nicht üblich.

Ich ging ins Zimmer, schloss hinter mir die Tür und wandte mich an Jesus Christus: „Herr, wenn mein Zustand das Resultat einer übermäßigen Müdigkeit ist, bitte ich dich um Kraft für meinen Dienst. Ich kann nicht glauben, dass körperliche Schwäche ein Hindernis im Evangelisationsdienst sein kann. Wenn es aber Angriffe Satans sind, dann stelle ich mich hiermit ausdrücklich unter den Schutz deines Blutes. Amen.“

Von diesem Augenblick an hatte ich nie wieder derartige Schwindelanfälle. Ich stand und stehe unter Gottes Schutz!

Ich verstehe das nicht

Bei Antanas geschah ein Unglück. Sein jüngster Sohn Jonas war taubstumm zur Welt gekommen. Er konnte weder sprechen noch hören. Nun war er fünf Jahre alt. In unserem Dorf gab es niemanden, der ihm die Gebärdensprache beibringen konnte. Doch er hatte die Sprache der Liebe gelernt. Er merkte, wie sehr ihn sein Vater liebte und freute sich jedes Mal, wenn er ihn zu einer Fahrt mitnahm.

Antanas kam gewöhnlich zum Mittagessen nach Hause. So war es auch an diesem Tag. Jonas wusste das. Er saß

unter dem Schutzdach, wo im Winter das Stroh für die Kühe im Stall aufbewahrt wurde und wartete auf den Vater. Jonas saß im Stroh und „sang“. Nur sein Vater verstand diesen Gesang. Außenstehenden erschien er merkwürdig und schon gar nicht wie ein Gesang.

Unter den freundlichen Strahlen der Herbstsonne und von seinem eigenen „Gesang“ eingelullt schlief Jonas ein. Er hörte nicht, wie Vaters Auto in den Hof hereinfuhr. Er sah nicht, wie es mit dem Hinterteil unter das Vordach stieß. Er sah niemals wieder etwas.

Später begegnete ich Antanas. Ich sah seine trostlosen Augen und sein schmerzverzerrtes Gesicht. Er verstand nicht, wie und warum das geschehen konnte. Ich verstand es auch nicht. Ich kannte nur den Vater, zu dem der kleine Jonas gegangen war.

Die vier Wunder Israels

In meinen Händen hielt ich die russische Übersetzung eines Vortrags von Pinchas Lapide aus Frankfurt, den er anlässlich des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Staates Israel gehalten hatte. Heinrich Voth aus Kirgisien hatte ihn mir geschickt. Er hätte sich wohl kaum vorstellen können, welche Reaktion dieser Vortrag bei mir auslösen würde.

Im Leben jedes Menschen gibt es Momente, die sich für viele Jahre als entscheidend erweisen: Entweder sie helfen ihm, für etwas einzutreten, oder sie ändern die Perspektive, mit der er seine Umwelt, seine Vergangenheit, seine Gegenwart und seine Zukunft betrachtet.

Ich glaube, dass diese wenigen getippten Seiten, die ich mit der Post bekam, für mich solch ein Ereignis waren: Sie

veränderten meine innere Wahrnehmung. Ich ging noch genauso zur Arbeit, unsere Gottesdienste liefen noch genauso ab, an der Regierung waren noch die gleichen Kommunisten und ihre Macht schien unerschütterlich, Gemeinden und Prediger wurden noch genauso verfolgt. Doch ich sah plötzlich, dass wir auf der Schwelle grundlegender Veränderungen standen, die zur Aufrichtung des Reiches Gottes führen würden. Ich sah, dass sich genau zu diesem Zeitpunkt die Prophezeiungen der Bibel über Israel, Jerusalem und das Volk Gottes, die Juden, erfüllten.

Und worüber sprach Pinchas Lapide, Jude und Professor für Neues Testament aus Frankfurt am Main?

Darüber, dass es ein Wunder war, dass die Juden, die über zweitausend Jahre lang über mehr als siebzig verschiedene Länder verstreut waren, wieder in einem Volk und Staat Israel versammelt wurden.

Darüber, dass es ein Wunder war, dass Iwrit, die offizielle Sprache des Staates Israel, die von den Toten auferstandene Sprache der Bibel war.

Darüber, dass es ein Wunder war, dass es im Land der Gelehrten, Musiker, Uhrmacher und Ingenieure Landwirtschaft gab.

Darüber, dass es ein Wunder war, innerhalb von fünf- undzwanzig Jahren vier Kriege gegen einen vierzigmal stärkeren Gegner zu gewinnen.

Ich begriff plötzlich, dass Gott die Geschichte der Welt in seiner Hand hält und seine Macht an niemanden abgetreten hat. Erst allmählich bemerkte ich, dass sich der Stil meiner Predigten veränderte: aus Verteidigungspredigten wurden nach und nach Predigten, die den Sieg und den Triumph des Reiches Jesu Christi und den Triumph des Evangeliums über die Reiche dieser Welt verkündigten.

Ich bin ein Elektriker

Meine Arbeit gefiel mir. Mein Bruder Andreas hatte mir einen guten Beruf ausgesucht. Schließlich war er es, der nach meinem Schulabschluss mit meinen Unterlagen nach Frunse ging und sie in meinem Namen am Fachbereich Elektrische Kraftwerke, Netze und Systeme der polytechnischen Fachschule einreichte. So wurde ich Elektrotechniker.

So kam es auch, dass ich in unserer Sowchose in Litauen „leitender“ Elektriker wurde und man mich überall dorthin schickte, wo die Ursache eines Fehlers nicht offensichtlich war und ich sie erst suchen musste.

So war es auch an diesem Tag. Ich saß in der Werkstatt auf dem Betonboden neben einem Schweißgerät, das kategorisch seinen Dienst verweigerte. Ich stellte den Hebel schalter aus und suchte nach oxydierten Kontakten oder einer durchgebrannten Wicklung.

Ich probierte an allen möglichen Stellen. Dann schaltete ich das Gerät ein, aber es funktionierte nicht. Also schaltete ich es wieder aus und suchte weiter. Ich zog alle Kontakte fest und reinigte die Kontakte der Gleitstücke, die die Stromstärke regulierten. Wieder schaltete ich das Gerät an und es funktionierte nicht. Dann löste ich mit den Händen das Stromkabel, damit ich in das Innere des Apparates sehen konnte.

Ich konnte nichts feststellen. Plötzlich sah ich, dass der Hebel schalter eingeschaltet war! Ich saß auf dem Betonboden und hielt in den bloßen Händen Kontakte mit einer Spannung von 380 Volt. Als Elektriker wusste ich, was das bedeutete. Langsam ließ ich das Kabel los und merkte, wie mein Herz heftig zu schlagen begann. Nicht vor Angst,

sondern weil mir bewusst geworden war, was für ein Wunder ich soeben erlebt hatte.

Ein anderes Mal wurde ich zur Mühle gerufen. Ein Traktor hatte ein tiefhängendes Kabel abgerissen und dessen Ende war in eine große Pfütze gefallen. Als der Traktorfahrer das Kabel herausziehen wollte, bekam er einen starken Stromschlag. Man rief einen Elektriker aus der Werkstatt, doch auch er erlitt einen Stromschlag, als er sich der Pfütze nur näherte. Dann riefen sie mich. Ich ging zum Schalter, von dem dieses Kabel ausging und sah, dass er ausgeschaltet war. Dann ging ich in die Mitte der Pfütze, froh, dass wir immer in Stiefeln zur Arbeit gingen, nahm das Ende des Kabels in die Hand und berührte die abgerissenen Kupferdrähte.

„Seht ihr, es ist alles in Ordnung“, sagte ich zum Traktorfahrer und zu dem anderen Elektriker, der neben ihm stand.

„Das kann nicht sein!“, riefen beide wie mit einem Mund.

„Ihr seht doch selbst, dass ich den Draht mit der bloßen Hand halte.“

Ich ging zum Hebelschalter, um das durchgerissene Kabel loszumachen. Ich öffnete den Kasten und ... erstarrte. Das Kabel war direkt an die Stromanschlussklemmen angeschlossen und nicht an die Ausgangsklemmen. Ob der Hebel ausgeschaltet war oder nicht, spielte keine Rolle, denn das Kabel stand immer unter Strom.

Ich erzählte den anderen nichts davon. Die Gegenwart meines Herrn war mir zu heilig.

Drei Morde

Wir waren nur sehr wenige gläubige Deutsche im Baltikum. Wir waren zwar über die drei Länder Estland, Lettland und Litauen verteilt, doch wir kannten uns fast alle mit Namen. Und aus irgendeinem Grund dachten die Christen, dass es meine Berufung sei, auf Beerdigungen zu sprechen.

Eines Tages rief man uns aus einem litauischen Dorf in der Nähe der Stadt Kelme an. Ein junger Mann, ein Vater von mehreren kleinen Kindern, war ums Leben gekommen. Jemand hatte ihn mit dem Oberkörper auf eine laufende Kreissäge geworfen. Er war sofort tot.

Die Polizei sagte, es sei ein Unglücksfall. Es sei niemand dabei gewesen, keiner habe etwas gesehen. Doch selbst für mich als Laien war es klar, dass dieser Mann nicht einfach auf eine laufende Säge fallen konnte, es musste ihn jemand draufgestoßen haben.

„Ihr glaubt, dass es keine Zeugen gab, dass niemand etwas gesehen hat?“, fragte ich in meiner Predigt die versammelten Dorfbewohner. „Da täuscht ihr euch. Gott hat dich gesehen, er hat dein böses Herz gesehen und das, was du getan hast. Denkst du, Gott sieht deine blutbefleckten Hände nicht? Doch, er sieht sie. Ja, dieser Deutsche war nicht in seiner Heimat, und er wird auch niemals dorthin kommen. Doch er ist jetzt bei dem, der dich richten wird. Das ist sein Vater. Ich weiß, dass du Angst bekommen hast. Und mit Recht. Du warst nicht alleine? Denkt ihr, dass euch niemand gesehen hat? Gab es wirklich keine Zeugen, wie die Polizei sagt? Doch, einen Zeugen gibt es. Gott selbst hat euch gesehen, und er ist es, der euch richten wird.“

Es war Spätherbst. Die Bäume auf dem Friedhof verlo-

ren ihre letzten gelben Blätter. Der Himmel war von tiefhängenden grauen Wolken bedeckt. An der Grenze zwischen Lettland, Litauen und Russland lag ein kleines Dorf. Dort lebten noch einige deutsche Familien, die von den Behörden verfolgt und unter Druck gesetzt wurden. Einer dieser Deutschen arbeitete als Heizer im Kesselraum des Dorfes. Dort fand man ihn, zu Tode gequält, gefesselt mit einem dicken Draht, einer sogenannten „Katanka“.

„Ein alltäglicher Mord“, meinte die Polizei. „Ein Schuldiger konnte nicht ermittelt werden. Der Fall ist zu den Akten gelegt worden.“

Und doch gab es im Dorf nur wenige Menschen, die für eine solche Tat infrage kamen. Zur Beerdigung versammelte sich fast das ganze Dorf. Eine Gruppe junger Leute stand etwas abseits. Meine Predigt richtete sich an die Familie des Ermordeten und an diese jungen Leute.

„Eure Tränen, liebe Verwandte, eure Trauer über euren Sohn und Bruder sieht und hört Gott, der Richter aller Menschen. Er tröstet euch. Gott hat diesen Fall nicht zu den Akten gelegt.“ Ich sprach lauter und in Richtung der abseits Stehenden. „Er sah, wie ein unschuldiger Junge geschlagen und mit Draht gefesselt wurde, nur weil er nicht Lettisch, sondern Deutsch sprach, nur deshalb, weil er in seiner Heimat leben wollte.“

Warum ließen sie ihn nicht in Ruhe? Warum brachten sie ihn um? Um den anderen Angst einzujagen! Wie sehr sie uns auch verfolgen, wie viele sie von uns auch umbringen, wir können nichts daran ändern, dass wir Deutsche sind. Und wir möchten unter Leuten leben, die uns nicht dafür schlagen, quälen und töten. Wir Christen wissen, dass wir eine ewige Heimat haben. Dorthin haben wir unseren Landsmann geleitet, den ihr ermordet habt.“

Ein fünfzehnjähriges Mädchen war verschwunden. Sie war die einzige Tochter einer Witwe, die Mitglied unserer Gemeinde war. Eines Tages kam sie nicht von der Schule zurück. Zum letzten Mal wurde sie an der Bushaltestelle gesehen, wo die Schüler nach Mitfahrgelegenheiten Ausschau hielten, um mit einem Auto nach Grazionis, in unsere Sowchose, zu fahren.

Polizei, Leute aus der Gemeinde und Dorfbewohner durchkämmten die nahegelegenen Wälder. Sie fanden keine Spur von der Vermissten. Daraufhin verbreitete sich im Dorf das Gerücht, wir Christen hätten sie unserem Gott geopfert. Es war eine rege im Land verbreitete atheistische Propaganda, dass die Baptisten ihre Kinder als Opfer darbrächten.

Als juristischer Leiter der Gemeinde wurde ich zum Verhör vorgeladen. Es war seltsam, als Mordverdächtiger befragt zu werden. Das Verhör dauerte lange und beinhaltete die unterschiedlichsten Fragen. Dann fuhr der Untersuchungsrichter weg. Der Direktor sagte, der Verdacht sei von uns genommen worden. Auch diese Nachricht verbreitete sich in dem in ängstlicher Erwartung erstarrten Dorf.

Doch an der veränderten Haltung der Leute uns gegenüber wurde deutlich, dass sie nun noch mehr Angst vor uns hatten als damals, als der KGB beschloss uns bespitzeln zu lassen (was der Bevölkerung nicht verborgen blieb).

Einige Monate später fanden Jäger unweit unseres Dorfes unter einem Reisighaufen im Wald den Leichnam des vermissten Mädchens.

Die ganze Gemeinde war um das offene Grab, das mit einem Bagger im gefrorenen Boden ausgehoben worden war, versammelt. Unsere Herzen waren von tiefer Trauer erfüllt.

In den nackten Baumkronen krächzten Raben. Mir schien, dass sie über uns redeten. Sie betrachteten uns als Fremde, die ihre Ruhe störten. Und damit hatten sie Recht.

Ich stellte mir die Tote als einen jungen Engel in hellem Gewand vor, der unsere dunkle und feindselige Welt verlassen hatte. „Sie ist dort, wohin wir alle gehen werden“, predigte unser Gemeindeleiter Waldemar Spomer. „Wir geh’n nach Haus, ins Vaterhaus, wer weiß, vielleicht schon morgen ...“, erklang unser trauriger Gesang zwischen Grabsteinen, auf denen nur litauische Namen standen.

Halt an!

Litauern das Evangelium zu sagen, war sehr einfach. Ich hatte zwei Varianten: die kurze Variante, wenn ich einen Anhalter nur für zehn oder fünfzehn Minuten in meinem Auto mitnahm, und die lange Version für jemanden, der bis Jelgava oder Riga mitfuhr.

„Wohin möchten Sie?“

„Nach Jonischkis.“

„Steigen Sie ein, ich nehme Sie mit.“

„Wie viel kostet das?“

„Nichts. Ich fahre ohnehin in diese Richtung.“

Nach ein oder zwei Minuten fragte ich:

„Sind Sie Litauer?“

„Ja.“

„Ich bin Deutscher. Entschuldigen Sie, dass ich mit Ihnen Russisch spreche, ich lebe erst seit ein paar Jahren in Litauen. Sind Sie Katholik?“

„Natürlich! Jeder Litauer ist Katholik.“

„Sagen Sie, was bedeutet eigentlich in der Kirche dieses Kreuz mit dem angenagelten Mann daran?“

„Das ist Jesus Christus am Kreuz.“

„Und warum starb er?“

Und damit waren wir direkt in der Mitte des Evangeliums von Jesus Christus. In all diesen Jahren traf ich nur einen Menschen, der auf diese Frage eine Antwort geben konnte.

„Interessiert es Sie zu hören, was ich über diese Frage denke?“, schlug ich dann meist vor.

„Erzählen Sie, das interessiert mich.“

Oft war Harry mit mir unterwegs. Er war unser Ältester und damals fünf oder sechs Jahre alt. So hatte Elvira es leichter mit den Kleinen zu Hause.

Einmal nahm ich einen Anhalter von Radvilischkis nach Siauliai mit. Er war sehr schweigsam, mürrisch und nicht zum Reden aufgelegt. Nach etwa fünf Minuten stieß Harry mich an:

„Papa, was ist, redest du nicht mit ihm?“

„Doch, doch ...“

Wir waren auf dem Rückweg von Vilnius über Kaunas nach Radvilischkis. Es war Nacht. Am Steuer unseres „Lada“ war Jakob Tielmann, daneben Pawel Wolodko. Auf dem Rücksitz saßen Otonas, Witoldas, Gintas und ich. Gintas war noch kein Christ, aber das Evangelium hatte er bereits gehört. Witoldas und Otonas hatten sich unerlaubt von der Truppe entfernt (sie leisteten ihren Militärdienst in Riga ab), um mit uns in Vilnius eine Gruppe von Leuten zu besuchen, die sich für das Evangelium interessierten. Witoldas unterhielt sich leise mit Gintas. Wir fuhren gerade durch die mittelalterliche Festungsstadt Trakai, als Witoldas mir leise ins Ohr flüsterte:

„Gintas will sich bekehren. Was sollen wir tun?“

Ich berührte Jakob an der Schulter:

„Halt an!“

„Was ist passiert?“

„Bis jetzt noch nichts. Gintas möchte sich bekehren.“

Wir parkten das Auto am Straßenrand. Um uns herum waren dunkler Wald und der von Sternen übersäte mitternächtliche Himmel. Wir stellten uns im Kreis auf. Gintas betete. Sein Gebet klang wie ein Lied. Ich wusste: das lag daran, dass ich noch nicht perfekt Litauisch verstand. Deshalb waren einige unbekannte Worte für mich einfach Laute, jedoch schöne Laute, wie Gesang. Nachdem wir gebetet und uns umarmt hatten, stiegen wir wieder ins Auto und fuhren bewegt und glücklich weiter.

„Ich bin gerade gesund geworden“, sagte Gintas.

„Ja, Gott hat den Aussatz der Sünde von dir genommen“, antwortete ich.

„Nein, das meinte ich nicht. Ich bin von einer Krankheit geheilt worden. Während des Gebets fühlte ich, wie die Krankheit und die Schmerzen einfach verschwanden.“

Wir fuhren durch eine Schneise in einem dunklen Wald, direkt in den Sternenhimmel hinein.

Der Atlas von Westeuropa

Wir hatten in Priekule, Lettland, einige Bücher und einen „Westeuropa-Atlas“ geschenkt bekommen. Es war ein großer, gelber Atlas. Zu dieser Zeit „erbten“ wir viele Bücher von Deutschen, die nach Deutschland ausreisten.

Elvira und ich betrachteten die Landkarte von Deutschland mit uns unbekannt Namen von Städten, Flüssen

und Seen. Plötzlich stieß ich auf ein kleines Städtchen bei Stuttgart: Korntal.

Wie oft hatte ich diesen Namen im Radio gehört, wenn ich die Radiosendungen von Trans World Radio hörte und die Stimme von Wassilij Magal, Artur Maier oder Nikolaj Wodnjewskij erklang! Sie nannten immer diese Adresse. Getrieben von einem starken inneren Impuls zeigte ich Elvira diese Stadt und sagte:

„Elvira, wenn wir irgendwann einmal nach Deutschland gehen, werden wir hier wohnen.“

Korntal war auf der Karte kaum zu erkennen, im Schatten des Fingers konnte man auch den Namen nicht lesen.

Damals war Leonid Breschnew das letzte Jahr an der Macht. Im ganzen Land wurden die Schrauben fest angezogen. Deutschland war für uns wie ein Wunderland aus dem Märchen oder das Regen-See auf dem Mond. Doch eines Tages sagte die Sekretärin im Büro der Sowchose zu mir:

„Zorn, Sie sollen sich beim Passamt melden.“

„Diese Vorladung kann nichts Gutes bedeuten. Das ist sicher wieder irgendeine Erfindung des KGB“, antwortete ich.

Am nächsten Tag fuhr ich hin. Die Leiterin des Passamts war sehr höflich:

„Herr Zorn, reichen Sie Ihre Ausreiseunterlagen ein, sie werden garantiert diesmal die Erlaubnis bekommen. Das weiß ich sicher.“

Die Unterlagen konnte ich innerhalb einer Stunde einreichen, da sie bereits fertig waren: viele Jahre lang hatten wir sie immer wieder eingereicht. Doch jedes Mal hatten wir eine Absage bekommen.

Und nun kam innerhalb von zwei Wochen, Ende De-

zember 1981, mit der Post eine Benachrichtigung mit Vorladung vor das Passamt.

Elvira und ich fuhren nach Radvilischkis. Dann hielt ich das ersehnte Papier in meinen Händen: „Beschluss des Ministerrates der Litauischen Sozialistischen Republik: Bürger Wladimir Andrejewitsch Zorn erhält mit seiner ganzen Familie die Erlaubnis zur Ausreise in die Bundesrepublik Deutschland.“ Elviras Augen strahlten vor Freude.

Nacht in Friedland

Aus dem Fenster des Flugzeugs sah Deutschland bei Nacht aus wie eine einzige große Stadt. Doch von oben konnte man sehen, dass es Autobahnen waren, die wie Arterien die hell erleuchteten Städte verbanden. Ein unendlicher Strom von Autos bildete einen pulsierenden Fluss, der das Leben der Menschen in diesen Städten versorgte.

Harry, Lilly, Otto und ich standen im Cockpit und betrachteten die flackernden Apparate, das Land unserer Väter unter uns und hörten wie verzaubert echtes Deutsch. Alles, was vorher gewesen war, erschien uns wie ein Märchen.

Nach einem herzlichen Empfang durch Verwandte und Freunde auf dem Frankfurter Flughafen wurden wir mit dem Bus ins Durchgangslager für Spätaussiedler nach Friedland gebracht. Durch dieses Lager waren bereits Millionen von Rückkehrern gegangen. Ihnen war ein Denkmal an der Wand des Lagers geweiht. Es beeindruckte mich sehr. Es war das erste Denkmal auf der „anderen Seite“.

Unsere Familie bekam eines der Zimmer im Lager zugewiesen. Am nächsten Tag würde der Gang durch die

Büros und die Erledigung der Aufenthaltsformalitäten beginnen. Wir sollten als ganze Familie, mit allen Kindern, kommen. Um halb sieben gab es Frühstück. Das bedeutete, dass wir um sechs Uhr, also bei Tagesanbruch, aufstehen mussten. Unsere erste Nacht in Deutschland! Obwohl wir sehr müde waren, konnten wir lange nicht einschlafen, so aufgeregt waren wir.

Um halb sieben gingen wir, bereits angezogen, in die eiskalte Nacht hinaus. Die Kinder waren halb schlafend, aber ohne ein einziges Widerwort dabei. Elvira hatte ein Kind an jeder Hand, ich hielt eines auf dem Arm, ein zweites an der Hand.

Stille. Wir gingen zum Lagertor. Kein Mensch war zu sehen. Wir schauten auf die Kirchturmuhren – es war halb zwei Uhr nachts.

Wir hatten im Halbdunkel des Zimmers den Minutenzeiger mit dem Stundenzeiger verwechselt. Also gingen wir wieder zurück. Wir legten uns in unsere bereits abgekühlten Betten und warteten auf den Morgen.

Die Kirchturmuhren schlug: Bam, bam, bam! Drei Uhr nachts. Wir waren in Deutschland. Bam, bam, bam, bam! Vier Uhr morgens. Wo würde ich Arbeit finden? Bam, bam, bam, bam, bam! Fünf Uhr. Konnten wir in diesem uns fremden Land unsere Kinder christlich erziehen?

Die Glocke störte mich nicht. Es war schließlich eine Kirchenglocke. Wie konnte eine Kirchenglocke mich stören?

Den Engel sahen wir nicht

„Dieser Felsen heißt Loreley. Kennen Sie deutsche Legenden?“ Unser Deutschlehrer bemühte sich aus ganzem Herzen, uns mit der Geschichte und Kultur unserer Heimat vertraut zu machen.

„Hinter dieser Rheinschleife sehen Sie das wunderschöne Moseltal. In dieser Gegend von Deutschland werden ganz erstaunliche Rebsorten gezüchtet und von hier aus geht unser Wein in viele Länder der Welt“, versuchte der Lehrer die Aufmerksamkeit unserer Gruppe zu erlangen.

Nach anderthalb Monaten im Lager Unna-Massen wurden wir zum Deutschlernen ins Lager nach Waldbröl verlegt. Dort bekamen wir eine Dreizimmerwohnung, Harry kam in die Schule und ich in den Deutschkurs.

Elvira, die unser fünftes Kind erwartete, kümmerte sich um uns alle, damit wir gut versorgt waren und es gemütlich hatten. Wir waren so neugierig auf Deutschland. Es war alles so alt und so neu. Es war so, als ob wir in die Vergangenheit, die zu unserer Zukunft geworden war, zurückgekehrt waren.

Die Mennoniten-Brüdergemeinde in Neuwied, der meine Schwester Irma und ihr Mann Peter Bergmann angehörten, machte eine Rheinfahrt. Unsere Verwandten luden uns ein, mitzufahren.

Bis dahin hatten wir uns eine solche Schönheit nicht einmal vorstellen können, wie sie sich hinter jeder Biegung des mächtigen Stroms vor uns ausbreitete, auf dem lange Frachtkähne und kleine Passagierschiffe langsam und recht würdevoll dahinglitten.

„Hier steigen wir aus und machen einen Spaziergang am Ufer. Seien Sie vorsichtig.“ Wir hatten uns schon so sehr an

die Stimme unseres Reiseführers gewöhnt, dass wir nicht auf jedes seiner Worte achteten.

Wir überquerten mit unseren Kindern die Straße, die am Flussufer entlang führte. Sie nannte sich „Bundesstraße“. Die Autos schossen auf ihr mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit dahin.

„Und wo ist Otto?“, fragte Elvira plötzlich.

„Er unterhält sich wieder mit irgendjemandem.“

Otto war noch auf der anderen Seite. Als er sah, dass wir alle weitergegangen waren, rannte er Hals über Kopf hinter uns her und achtete nicht auf die Straße. Und dort rasten die Autos entlang.

„Otto, bleib stehen, warte!!!“

Aber unser fünfjähriger Sohn rannte auf die Straße, direkt unter die Räder eines Autos, das auf ihn zuraste. Uns blieb das Herz stehen, eiskalter Schreck ergriff uns. Und im letzten Moment ... es sah so aus, als sei Otto mit etwas zusammengestoßen oder als hätte ihn jemand am Kragen seiner karierten Jacke zurückgezogen.

Der Außenspiegel des Autos, das nicht einmal hatte abbremsen können, sauste wenige Zentimeter an seinem Kopf vorbei.

Ich hielt Otto in meinen Armen, Elvira hielt seine Hand – Gott hatte einen Engel geschickt, um unserem Sohn das Leben zu retten.

Was möchten Sie tun?

Eines Tages kam Viktor Blank zu uns ins Lager. Er arbeitete beim Missionswerk „Licht im Osten“ in Korntal. Ich hatte keine Ahnung, woher er wusste, dass wir da waren.

„Würdest du nicht gerne in der Mission arbeiten?“, fragte er direkt, quasi noch auf der Türschwelle. Viktor war es gewohnt, alles sofort zu machen und es bis zum Ende durchzuziehen; in seinen Worten: Nägel mit Köpfen zu machen.

„Was konkret meinst du?“, fragte ich ihn mit einem Blick auf Elvira.

„Ich meine, ob du nicht bei „Licht im Osten“ arbeiten möchtest?“

„Und als was?“

„Das ist dann die zweite Frage. Darüber müsstest du mit dem Missionsleiter Bernd Dyck sprechen.“

Daraufhin traf ich Bernd Dyck in Neuwied bei meiner Schwester Irma und ihrem Mann Peter. Peter war mein Dolmetscher. Nachdem wir uns über meinen Dienst in Litauen, meine Ausbildung und so weiter unterhalten hatten, fragte Bernd Dyck mich:

„Herr Zorn, was möchten Sie eigentlich in Deutschland machen?“

Darüber musste ich nicht lange nachdenken. Ich wusste ja, was meine Freunde und ehemalige Mitarbeiter in der Sowjetunion brauchten: „In erster Linie benötigen die Missionare in der Sowjetunion technische Geräte: Autos, Projektoren, Kassettenrekorder.

Zweitens brauchen sie spezielle Literatur für die Arbeit mit Außenstehenden. Fast alle Bücher, die wir aus dem Westen bekommen, richten sich an Gläubige. Zudem benötigen sie Filme und Dias für die Evangelisationsarbeit.

Und Sie wissen sicher, dass die Menschen in der UdSSR mehr als 150 verschiedene Sprachen sprechen. All diese Völker müssen das Evangelium in der Sprache ihres Herzens hören, in ihrer Muttersprache, mit der sie aufgewachsen sind.“ Das hatte Gott mir aufs Herz gelegt.

Seit diesem Gespräch waren einige Monate vergangen. Es war der 2. November 1982. Ich saß in einem kleinen Büro im Missionshaus von „Licht im Osten“. In dem Zimmer waren ein Tisch, ein Stuhl und eine Schreibmaschine mit russischen Buchstaben.

„Das ist Ihr Arbeitsplatz“, sagte der Missionsleiter zu mir. „Ihre Aufgabe besteht darin, unsere Arbeit in der Sowjetunion zu koordinieren.“

Meine Arbeitsplatzbeschreibung, also die Beschreibung meiner Aufgaben, enthielt all jene Punkte, die ich ihm in Neuwied genannt hatte. Was Gott mir aufs Herz gelegt hatte, erlaubte er mir jetzt zu tun. Vor meinem inneren Auge sah ich mich in Litauen, als ich den „Westeuropa-Atlas“ in den Händen hielt und auf der Karte das Städtchen Korntal sah. Wir waren zu Hause.

Zwei Entdeckungen

Noch zu meiner Zeit bei der Armee sah ich an der Wand im Seminarraum eine riesige Europakarte. Von der Landzunge, auf der unsere Garnison, die westlichste der UdSSR, lag, zeigten konzentrische Kreise die Zonen an, die wir mit unseren Flugzeugen erreichen konnten. Unsere Flugzeuge konnten zum Beispiel eine Atombombe auf Brüssel werfen.

Im Politunterricht lernten wir, dass die Bundesrepublik

Deutschland unser unmittelbarer, direkter Gegner war. Wir wuchsen mit einem deutlichen Feindbild im Kopf auf. Viele russische Kinder glaubten, und dabei übertreibe ich nicht, dass Deutsche Hörner haben.

Mein Kollege in Kirgisien erzählte, wie sie, alle Kinder des Dorfes, Mitte der fünfziger Jahre am Rand des Dorfes standen und sich mit Steinen in der Hand hinter dem Badehaus verschanzten, als sie erfuhren, dass Deutsche zu ihnen ins Dorf zogen:

„Wir sahen sie vom Bahnhof kommen. Und ... sie hatten keine Hörner! Wir waren so verduzt, dass wir ganz vergaßen, sie mit Steinen zu bewerfen.“

In dieser Art zeigte man uns die Deutschen mindestens zwei bis drei Mal pro Woche im Fernsehen und in Kinos. Natürlich glaubte ich der Propaganda nicht, dachte ich zumindest.

Unser Deutschlehrer beim Sprachkurs in Waldbröl lud mich zu einer Demonstration nach Bonn ein. Gegen Reagan und die Pershing-Raketen. Eine solche Menschenansammlung hatte ich noch nie in meinem Leben gesehen. So vielen Kommunisten und Marxisten war ich noch nicht einmal im Land des „siegreichen Sozialismus“ begegnet.

Das war die erste Entdeckung, die ich in Deutschland machte und die mich zutiefst erschütterte: die Deutschen waren links. Das marxistische Gedankengut war so tief ins Bewusstsein der Deutschen eingedrungen, dass ich lange nicht glauben konnte, dass die Leute, mit denen ich hier zu tun hatte, dieselben Westdeutschen waren, die als die schlimmsten Feinde der sowjetischen Kommunisten galten.

Doch durch unseren Dienst bei „Licht im Osten“ konnten Elvira und ich auch viele gläubige Menschen, besonders

in Baden-Württemberg, kennen lernen. Meist trafen sie sich in kleinen Hauskreisen oder „Gemeinschaftsstunden“ nach dem Gottesdienst in der Kirche. In den Häusern einiger dieser Menschen sahen wir an der Küchenwand Listen derer, die um des Wortes Gottes willen im Gefängnis saßen.

„Wenn ich Frühstück, Mittagessen und Abendbrot mache, kann ich für die leidende und verfolgte Gemeinde beten“, sagte uns eine Hausfrau.

Von einem kleinen Zettel schaute mich Galina Weltshinskaja an, die ins Gefängnis kam, weil sie eine Sonntagsschule leitete.

„Für sie bete ich besonders.“ Die Hausherrin hatte meinen Blick bemerkt.

Galina schien mich vorwurfsvoll anzuschauen.

Hier machte ich meine zweite wichtige Entdeckung: in Deutschland gab es viel mehr gläubige Christen, als es auf den ersten Blick schien, und ihre Hingabe für Christus und ihre Liebe zu seiner Gemeinde war weit größer, als wir es uns vorstellten.

Unsere Jüngsten

Unsere beiden Jüngsten sind Thomas, der in Waldbröl zur Welt kam, und Marianne, die bereits in Stuttgart geboren wurde. Unterschiedlichere Kinder kann man sich kaum vorstellen. Dennoch waren sie von morgens bis abends immer zusammen. Thomas ärgerte Marianne, sie weinte und kam, um sich zu beklagen. Sobald sie sich beruhigt hatte, suchte sie ihn wieder. Mariannes erste Worte am Morgen waren: „Wo ist Thomas?“ und Thomas fragte: „Ist Marianne schon aufgestanden?“

Thomas war sehr dynamisch, er hatte es faustdick hinter den Ohren. Von der Vererbung hängt sicher mehr ab, als wir denken. Woher hätte Thomas auch wissen können, wie ich mit vier Jahren war! Ich wundere mich nicht über das Bibelwort, dass wir alle die Natur Adams geerbt haben.

Marianne war ein sommersprossiges, fröhliches und freundliches Mädchen. Wenn ich sie ansah, fragte ich mich, ob Engel nicht auch Sommersprossen haben mussten. Sicher macht Liebe blind.

Und wie schaut Gott uns an? Wie sieht er uns? Ich weiß, dass ich sein Kind bin. Ich weiß, dass er sich über mich freut, wie ich mich über meine Kinder freue, die er mir für eine bestimmte Zeit anvertraut hat.

Meine Gemeinde

In Korntal kannten wir praktisch niemanden. Es gab dort einige Familien aus Kirgisien, die bereits seit fünf oder sechs Jahren in Deutschland lebten. Das erschien uns wie eine ganze Ewigkeit. Viktor und Helene Blank kümmerten sich um uns mit allem, was unser Einleben betraf. Sie sorgten für uns wie für ihre eigenen Verwandten. Willi und Margarethe Friesen waren wir besonders dankbar. Von ihnen lernten wir, wie wir die arbeitsfreie Zeit mit den Kindern verbringen konnten, mit ihnen Spiele zu spielen oder einfach in der Stadt spazieren zu gehen.

Obwohl wir für sie noch völlig fremd waren, luden sie uns ein mit ihnen Weihnachten zu feiern. Für Deutsche ist Weihnachten ein Familienfest, und die Blanks und Friesens waren, obwohl auch sie aus Russland kamen, typische Deut-

sche und sprachen auch untereinander Deutsch. Schrittweise und unaufdringlich zeigten sie uns, wie gut es war, Kontakte zu den einheimischen Deutschen zu pflegen und uns nicht zu isolieren.

Die ersten Jahre waren für die Integration besonders wichtig. Unsere neuen Freunde Willi und Margarethe spielten für uns eine unschätzbar wichtige Rolle. Wir besuchten sie häufig und sie verbrachten sogar ihren Urlaub mit uns.

Einmal schlug Margarethe vor, auf Marianne aufzupas- sen, damit Elvira und ich zusammen nach Polen und Tschechien fahren konnten (zu meinen Aufgaben gehörte auch die Suche nach neuen Wegen, auf denen christliche Literatur hinter den „Eisernen Vorhang“ gebracht werden konnte, und so musste ich oft in die osteuropäischen Länder fahren). Die übrigen Kinder nahmen Elviras Eltern für diese Zeit.

In der Gemeinde fanden wir viele neue Freunde. Auch nach Jahrzehnten sind das freundliche Lächeln und die vor Liebe strahlenden Augen unseres damaligen Gemein- deleiters, der von allen Bruder Müller genannt wurde, und seiner Frau Margarethe in meiner Erinnerung noch frisch. Und die Sonntagsschulleiterin Elfi Harsányi hatte ein so weites Herz, dass darin offenbar die Kinder der ganzen Welt Platz hatten.

Auch unsere Kinder fanden dort Geborgenheit und Wärme. Sie waren in unserer Gemeinde zu Hause. Wir mussten die Kinder nie zum Gottesdienstbesuch zwingen.

Dann stand ich zum ersten Mal vor der Gemeinde. Bei einer Mitgliederversammlung ging ich nach vorne, um das zu sagen, was einfach heraus musste. Mein Deutsch ließ

noch zu Wünschen übrig. Doch ich konnte nicht schweigen, mein Herz floss förmlich über: „Am liebsten würde ich jetzt durch die Reihen gehen und jedem über den Kopf streicheln, euch drücken und euch sagen, dass ich euch lieb habe. Ihr seid meine Gemeinde. Ich bin hier zu Hause.“

Unser Haus

Das erste Jahr in Korntal verbrachten wir in einer sehr kleinen, engen Wohnung. Dann wurde uns ein Einfamilienhaus zur Miete angeboten, das früher einem aus Kamerun zurückgekehrten Missionar gehört hatte und nun seinen Kindern, die bereits über achtzig Jahre alt waren. Das Häuschen war alt aber gemütlich, noch mit Gasöfen bestückt. Wir zogen um. Eines Tages fragte mich Frau Lorch, die Eigentümerin des Hauses: „Herr Zorn, möchten Sie nicht unser Haus kaufen? Wir ziehen ins Altersheim um und müssen es daher verkaufen.“

„Das würde ich natürlich gerne“, antwortete ich ohne nachzudenken. „Es ist nur eine Frage des Preises, ob wir es auch kaufen können.“

„Wir bitten einen Fachmann, den Wert des Hauses zu schätzen, und dann sprechen wir darüber.“

„Und ich erkundige mich inzwischen, welchen Kredit uns die Bank geben kann“, versprach ich.

Und dann saßen wir an einem Tisch in der Wohnung der Schwestern Hilde und Johanna Lorch. Sie waren sichtlich freudig erregt.

„Hier ist die Schätzung.“ Sie reichten uns eine Mappe mit Zeichnungen und einer Preiskalkulation. „Für Korntal ist das nicht sehr teuer.“

Elvira und ich betrachteten die Zahlen, und uns stockte der Atem. „Wir können Ihr Haus nicht kaufen“, sagte ich traurig und bemerkte, dass Elvira Tränen in den Augen hatte. „Unser höchstmöglicher Kredit für den Kauf des Hauses ist um fünfzigtausend Mark niedriger.“

„Ach, Frau Zorn, machen Sie sich keine Sorgen“, lächelte Hilde Lorch, eine kleine, hagere, lebenslustige alte Frau, die früher Religionslehrerin gewesen war, und sah ihre Schwester Johanna an, die ihr ganzes Leben lang Missionarin war. „Gott sagte zu mir, wir sollten das Haus Ihnen, der Familie Zorn, verkaufen. Fünfzigtausend Mark sollten da keine Rolle spielen.“ Sie sprach über fünfzigtausend Mark, als seien es nur fünfhundert.

Viktor Blank, ein von ihm organisiertes Team und unsere Verwandten halfen uns, das Haus umzubauen und es zu erweitern, und seitdem wohnen wir in unserem eigenen Haus mitten im sogenannten „heiligen Korntal“. Wir wissen, dass dieses Haus ein Geschenk Gottes zum „Einzug“ ins für uns neue und noch fremde Deutschland war.

Ein Fest

Viktor Blank war einfach genial wenn es darum ging, Verstecke für den illegalen Transport christlicher Literatur hinter den „Eisernen Vorhang“ nach Ost-europa zu finden. Die beiden „produktivsten“ schickten wir im Jahr 1982 nach Finnland. Von dort war es näher zur Grenze, die Fahrten waren kürzer und konnten häufiger stattfinden. Es waren Wohnwagen, Anhänger, die man an ein kleines Auto hängen konnte, um damit in den Urlaub zu fahren.

In einen dieser Wohnwagen passten 1110 Neue Testa-

mente, in den anderen 870. Alle Möbel waren hohl und so am Boden und an den Wänden befestigt, das man sie öffnen konnte, wenn man wusste, wo man schrauben und an welcher Stelle man drücken musste. So konnte man die Neuen Testamente leicht herausholen. Wenn die Möbel ausgeräumt waren, konnte man sich in dem engen Wohnwagen nicht mehr regen.

Es war einfach erstaunlich, wie in solch dünnen Wänden eine solch riesige Menge an Büchern verstaut werden konnte.

Ich konnte mir nicht erlauben, mit einem solchen Wohn-Anhänger nach Estland oder Leningrad in den Urlaub zu fahren. Meine Aufgabe war es, in der Sowjetunion Freiwillige zu finden, Kontakte zu knüpfen, Gespräche mit Finnen zu führen und ihnen Literatur zu bringen. Einmal fuhr ich auf einer Fähre von Helsinki nach Tallinn. Unter den Passagieren waren auch unsere Kuriere. Ich fuhr zu Treffen mit unseren wichtigsten Leuten in Helsinki und Tallinn. Eine bedeutende Kontaktperson war bis dahin Janis Roschkalns gewesen, doch er war festgenommen worden. Nun musste ich einen Ersatz für ihn finden.

An der Grenzkontrolle stand eine lange Reihe von Passagieren. Kaum hatte der Grenzbeamte meinen Pass in die Hand genommen, drückte er einen Knopf unter dem Tisch, und einige Männer in Zivil kamen auf mich zu. Plötzlich wurde es heller in der Halle: ich sah Leute mit Filmkameras, die sie auf mich gerichtet hatten. Ein Fotograf machte unablässig Aufnahmen. Man befahl mir, zuerst den Koffer und dann die Tasche zu öffnen. Sie fanden nichts. Ich bemerkte, wie die Suchenden nervös wurden.

Ich war ruhig, denn ich wusste, dass ich nichts mitgenommen hatte, was mich in Schwierigkeiten bringen konn-

te. Dann wurde ich in ein besonderes Zimmer gebracht. Dort zogen sie mich fast vollständig aus und suchten weiter.

Schließlich gab der die Untersuchung leitende Mitarbeiter des KGB, ein etwa dreißigjähriger, gepflegter und sehr selbstbewusster Mann, auf. Sie hatten nichts gefunden. Der Mann stellte sich als leitender Untersuchungsbeamter Nikolaj Iwanowitsch von der KGB-Zentrale in Riga vor. Er sei Untersuchungsführer im Fall Janis Roschkalns. Er zeigte mir Kopien meiner geheimen Briefe an Janis und sagte:

„Herr Zorn, laut unseren Untersuchungsergebnissen sind Sie einer der Hauptzeugen in seinem Fall. Wenn Sie bereit sind, vor Gericht als Zeuge aufzutreten, können Sie in unser Land reisen, wann immer Sie wollen. Sollten Sie allerdings nicht einverstanden sein, dann werden Sie keinen Fuß mehr in dieses Land setzen. Sie werden weder Ihre Freunde noch Ihre Mutter oder Ihre Verwandten jemals wieder sehen. Die Entscheidung liegt bei Ihnen, aber wir sitzen am längeren Hebel.“

Ich musste nicht lange überlegen. Ich hatte keine Wahl. Ich würde ihnen nicht in die Hände spielen und gegen meinen Freund und Mitarbeiter aussagen.

„Herr Untersuchungsbeamter“, sagte ich. „Ich werde nicht als Zeuge gegen Janis Roschkalns aussagen. Ich werde auch Ihre Fragen nicht weiter beantworten. Ich bin Bürger der Bundesrepublik Deutschland und rede nur noch in Anwesenheit unseres Konsuls. Ich sage Ihnen nur noch ein Sprichwort: ‚Auch in unserer Straße wird es eines Tages ein Fest geben‘.“

Seit diesem Gespräch und meiner Ausweisung aus der UdSSR waren zwanzig Jahre vergangen. Ich war wieder in Tallinn. Nach einer Vorstandssitzung in der estnischen Fili-

ale des Missionsbundes „Licht im Osten“ ging ich mit meinen Freunden Sergej und Rita Kontorowitsch, unseren Missionaren in Sankt Petersburg, in der Altstadt von Tallinn spazieren.

Als wir an der ehemaligen estnischen KGB-Zentrale vorbeikamen, wurde ich plötzlich von einer solchen Begeisterung und Freude erfüllt, dass ich mich nicht zurückhalten konnte und mit lauter Stimme Gott lobte. Sergej und Rita schauten mich verwundert an.

„In unserer Straße ist ein Fest!“, antwortete ich auf ihre stumme Frage und konnte die Freudentränen nicht zurückhalten.

Das Geschenk

Im Februar 1988 wurden all diejenigen freigelassen, die um des Wortes Gottes willen verurteilt worden waren. Einige bekamen die Möglichkeit auszuwandern. Unter ihnen war auch Janis Roschkalns.

Ab März 1988 konnte man allen Interessenten in der Sowjetunion Bücher mit der Post schicken. In unserer Mission kamen jeden Tag etwa dreitausend Briefe an!

Dann fuhr der erste mit Literatur beladene Lastwagen über die Grenze: Verstecke waren nicht mehr nötig! Jakob Tielmann konnte sich nicht zurückhalten und fotografierte den Lastwagen auf dem Roten Platz vor der Basilius-Kathedrale in Moskau, mit dem Spasski-Turm des Kremls im Hintergrund. Ich kann mir vorstellen, wie er sich dabei gefühlt haben muss.

Im Jahr 1989 erhielt ich endlich die Erlaubnis der Botschaft, auf Einladung des Ukrainischen Baptistenbundes

zu einem offiziellen Besuch in die Sowjetunion zu reisen. Ich fuhr zusammen mit Elvira. Wir wurden sehr gastfreundlich aufgenommen.

Wir besuchten viele Gemeinden und bemühten uns, in Dorfgemeinden und Provinzstädte zu fahren, wohin gewöhnlich keine Ausländer kamen. Dort sahen wir zahlreiche überfüllte Gemeindehäuser. In den ersten Reihen saßen immer die Kinder. Viele Kinder. Sie taten uns etwas Leid: die Gottesdienste dauerten zwei bis drei Stunden, es gab vier oder sogar fünf Predigten, und zwar nur für Erwachsene.

„Wir müssen uns etwas speziell für Kinder einfallen lassen“, sagte Elvira. „Vielleicht könnten wir Material für Sonntagsschulen übersetzen.“

„Das wäre wieder nicht für Kinder, sondern für Sonntagsschullehrer. Wir sollten etwas herausgeben, das die Kinder selbst bekommen könnten ...“

„Eine christliche Zeitschrift für Kinder!“

Bis heute wissen wir nicht, wem dieser Gedanke zuerst kam. Wir denken, es war unsere gemeinsame Idee, die uns Gott angesichts so vieler Kinder gegeben hat, die Predigten anhören mussten, die sie noch nicht verstehen konnten. Unterwegs überlegten wir einen Namen für die Zeitschrift.

„Kolokoltschik“ (Glöckchen).

„Swonok“ (Klingel).

„Ogonjok“ (Feuerchen).

„Lutschik“ (kleiner Lichtstrahl).

„Tropinka“ (kleiner Pfad).

Beim Letzten blieben wir. Unsere Kinder sagten später, „Tropinka“ sei unser siebtes Kind. In der Bibel steht: „Kinder sind ein Geschenk des Herrn“. In diesem Sinn hatten

unsere Kinder Recht. Wir nahmen diese Zeitschrift als ein Geschenk Gottes an.

Auch nach sehr bescheidenen Berechnungen hat „Tropinka“ über eine Million Leser. Elvira stellt jede Ausgabe in russischer Sprache zusammen, anschließend wird sie ins Ukrainische und Deutsche, Kasachische und Rumänische übersetzt.

Die größte Freude ist es für uns, wenn wir von Kindern und Erwachsenen Briefe bekommen, in denen sie schreiben, dass sie durch das Lesen der Zeitschrift Jesus Christus kennen gelernt haben und gerettet wurden.

Einzelne Seiten aus „Tropinka“ werden in unserer bulgarischen Zeitschrift „Prosorez“ und in der litauischen „Quelle des Lebens“ abgedruckt.

Auch eine englische Ausgabe ist nach Ansicht von Andrej Bondarenko, unserem Missionsleiter in den USA, nur eine Frage der Zeit.

Erinnere dich!

Im Jahr 1990 fuhr ich mit dem Zug von Kiew nach Siauliai. Durch Vilnius kam der Zug bei Nacht. Ich schlief friedlich genau zu der Zeit, als sowjetische Panzer das Fernsehzentrum stürmten und viele Freiheitskämpfer erschossen.

Am darauf folgenden Morgen war auf allen Fernsehkanälen ein und dasselbe Programm mit denselben Bildern zu sehen: überall in Litauen Menschenmassen auf der Straße, Demonstrationen in den Städten und die beunruhigten Gesichter der Alten, die alle Gefahren großer Veränderungen aus eigener Erfahrung kannten. Und immer wieder

wurden die Filmausschnitte von dem bewaffneten Zusammenstoß gezeigt, der in der vergangenen Nacht von Samstag auf Sonntag im Fernsehzentrum in Vilnius stattgefunden hatte.

Dann hielt ich meine erste Predigt im freien Litauen, in einem Land, das seine Freiheit erst noch verteidigen musste. Wie niemals zuvor spürte ich meine Verbundenheit mit diesem Volk.

Wenige Tage später fuhr ich nach Riga, um von dort aus nach Hause zu fliegen. Selbst in dieser traurigen Zeit führen die Busse nach Fahrplan. Riga war in hellem Aufruhr. Die gesamte Altstadt war voller Barrikaden, hinter denen sich Männer mit Maschinengewehren verschanzt hatten. Ich ging zwischen ihnen umher und trank mit ihnen Kaffee. Dann fuhr ich ins Fernsehzentrum auf die Insel. Dort brannten überall Lagerfeuer, an denen bewaffnete Leute saßen. In Begleitung eines jungen Mannes mit einem Maschinengewehr stieg ich auf die Spitze des Fernsehturms. Vor mir lag das Panorama dieser wehrhaften Stadt, die vor einem der entscheidenden Momente ihrer Geschichte den Atem anhielt.

Warum war ich in diesen Tagen nach Litauen und Lettland geraten? Warum hatte Gott es so eingerichtet, dass ich ausgerechnet zu dieser Zeit dort war? Ich glaube, dass Gott mich einfach an etwas erinnern wollte. Es war, als sagte er mir: „Erinnerst du dich, was ich dir sagte, als du die Dissidenten Piatkus und Terliatzkas besuchtest und als du Unterschriften für deine Briefe an die Menschenrechtskommission der UNO sammeltest, als du eine Petition ans Friedenskomitee organisiertest und Briefe an Juri Orlow und Andrej Sacharow schriebst? Erinnerst du dich, dass ich dir sagte: überlass das mir? Tu das, wozu ich dich berufen

habe. Ich weiß genau, dass du letztendlich auf mich gehört hast. Deshalb ließ ich dich jetzt auch all das mit eigenen Augen sehen.“

Die Grenze

„Ruf bitte den Arzt. Es geht mir sehr schlecht“, sagte ich kaum hörbar zu Elvira, die an meinem Bett saß.

Als der Arzt kam, rief er gleich den Notarzt. Ich wurde in den Krankenwagen getragen und mit Blaulicht ins Krankenhaus gebracht. Als ich im Krankenwagen wieder zu mir kam, machte sich gerade der Notarzt hektisch an mir zu schaffen. Meiner Meinung nach brachte er mit irgendwelchen elektronischen Geräten mein Herz wieder zum Schlagen. „Reden Sie mit uns“, bat mich ein Pfleger und leuchtete mir mit einer Taschenlampe in die Augen.

Bei der Aufnahme im Krankenhaus fragte mich der Arzt, was los sei. Ich sagte, dass ich bei hohem Fieber Herzkämpfe bekomme. Während ich mit ihm sprach, merkte ich, dass mir wieder schlecht wurde und ich das Bewusstsein zu verlieren begann. Hinter einem blauen Vorhang kam ich wieder zu mir. Um mich herum war leises Gemurmel. Dann kam der Arzt herein.

„Oh, Sie sind zu sich gekommen! Das ist gut. Waren Sie in letzter Zeit im Ausland?“

„Ja. In der Ukraine und in Russland. Doch das hat nichts damit zu tun ...“

Der Arzt schrieb etwas auf und ging wieder hinaus.

Ich erinnere mich, wie es zum ersten Mal geschah. Andreas und ich fuhren im Zug von Kirgisien nach Ka-

sachstan. Ich hatte hohes Fieber und verlor mitten in der Steppe mehrmals das Bewusstsein. Der Zug hielt an einer Zwischenstation, wo es eine Ärztin gab, und die gab mir eine fiebersenkende Injektion. Mir kam es damals merkwürdig vor, dass um meinetwillen ein Zug mitten in der Steppe anhielt und eine kasachische Ärztin mir das Leben rettete. Ich schlief bis Karaganda, wo unsere Schwester Olga mich ins Bett steckte und mir Senfumschläge machte.

Dann wiederholte sich das Ganze noch einmal, direkt vor der Abreise nach Deutschland. Es herrschte eine grimme Kälte, ein Schneesturm blies und wir mussten aus Riga nach Hause zurückfahren. Alle Straßen waren zugeweht. Wenige Kilometer vom Haus entfernt blieben wir bis über die Autofenster im Tiefschnee stecken. Wir kämpften lange und gaben schließlich auf. Ein vorbeifahrender Traktor hängte unser Auto an die Kette und schleppte es über Schneehaufen und Verwehungen bis nach Hause. Wir waren so durchnässt und durchgefroren, dass es nicht lange dauerte, bis ich krank wurde. Ich erinnere mich nur noch daran, dass es mir schlecht ging. Sehr schlecht. Mehr weiß ich nicht mehr.

Und jetzt, im Winter 1995, passierte mir das noch einmal.

Der Arzt war nicht da. Ich merkte, wie mir wieder schlecht wurde. Ich dachte: „Und was ist, wenn ich jetzt gleich vor Gott stehe? Muss ich mich da nicht irgendwie vorbereiten?“ Ich betete. Ich dankte Gott für die Vergabung, die er mir durch das Blut Christi geschenkt hatte. Ich dankte ihm auch dafür, dass er sich um meine Familie kümmern würde, wenn er mich mit 45 Jahren aus dieser Welt abberief. Dann überlegte ich: „Und wie soll ich mich vorbereiten?“ Plötzlich erkannte ich, dass ich mich als sein Kind

nicht vorbereiten musste. Er hatte mich bereit gemacht. Dann verlor ich das Bewusstsein.

Nach einer Woche wurde ich ganz gesund aus dem Krankenhaus entlassen.

Meine Zeit

Mir kam es immer so vor, als lebte ich in einer anderen Zeit. Als ich ein Kind war und in Kasachstan wohnte, ging ich oft alleine weit in die Steppe hinein zwischen die Hügel, bis ich die Abraumhalden der Minen und den Rauch der Dampfmaschinen nicht mehr sah, legte mich ins Karaganik-Gestrüpp oder in den Schatten der Riesenkletten und träumte.

Über mir waren nur der blaue Himmel und hin und wieder eine Wolke. Ich hörte die rhythmischen, bedrohlichen Schritte der Fußsoldaten Alexanders des Großen oder das Hufgetrappel von Dschingis Khans Reitern. An mir vorbei liefen Jäger mit Steinäxten auf der Jagd nach seltsamen Tieren oder ein Hirte sang ein für mich unverständliches Lied und begleitete sich dabei auf einem altertümlichen Instrument. Seine Gesichtszüge waren mir so fremd und so vertraut! Meine Fantasien hingen immer davon ab, welche Bücher ich gerade las, und das Leben in der darin beschriebenen Epoche erschien mir immer interessanter, als das in unserer Zeit.

Als ich etwas älter war, begann ich Science Fiction zu lesen und Bücher aus der Serie „Bibliothek der Abenteuer“. Mein wahres Leben schien sich in der Zeit meiner Helden abzuspielen und mein tatsächliches Leben betrachtete ich nicht als meine Zeit.

Viele Jahre vergingen. Ich wurde erwachsen und kam zum Glauben. In der Armeezeit bestand ich meine erste Feuerprobe. Doch das Gefühl, nicht in der Gegenwart zu leben, blieb bestehen. Es war zwar nicht mehr jeden Tag so stark, doch es war immer da. Besonders wenn ich in der Apostelgeschichte las. Manchmal saß ich im Gottesdienst und hörte das Klirren von Schwertern. Das waren Händler, die sich gegen Räuber verteidigten. Oder ich hörte Schritte von Füßen, die Sandalen trugen. Das waren Reisende in den Bergen. Und einer von ihnen war Paulus.

Wenn der Chor sang, hörte ich manchmal den Wind im Takelwerk eines Schiffes, das gerade Schiffbruch erlitt. Der Sturm ließ nach und ich sah einen Mann, der auf einem Trümmerstück lag und auf den Wellen schaukelte. Sein Gesicht und sein Rücken waren voller Schrammen. Seine Haut war von Wind und Sonne gegerbt. Er öffnete die Augen ... „Wir erheben uns zum Gebet“, sagte unser Gemeindeleiter Grigorij Slisenko.

Ja, es kam mir immer so vor, als lebte ich in einer anderen Zeit. Ich konnte nicht sagen, dass ich unglücklich war. Überhaupt nicht. Aber irgendwo tief in meiner Seele gab es eine undefinierbare Leere, die ich durch nichts ausfüllen konnte. Ich konnte schließlich nicht mit der Zeitmaschine meines Lieblingsautors Herbert Wells in die Vergangenheit reisen! Das verstand ich sehr gut und freute mich umso mehr auf den Himmel.

Nun lebte ich in Deutschland und war für die Missionsarbeit hier zuständig. Im Kaukasus lebt ein Volk, das eine sehr interessante Geschichte hat. Das sind die Balkaren. Einmal war ich zu Besuch in Naltschik. Hier unterstützt unsere Mission den Dienst des balkarischen Predigers und Evangelisten Alim Kulbajew.

„Möchtest du mit mir in ein Dorf kommen? Wir haben dort eine Hausversammlung“, schlug er mir vor.

„Natürlich!“

Nach einer kurzen Fahrt kamen wir ins Dorf. Die Häuser dort waren ärmlich, die Höfe vieler Häuser waren nicht umzäunt, die Straße ähnelte an manchen Stellen einer Müllkippe und an anderen einem breiten seichten Sumpf, in dem sich nur Enten, Gänse und Dorfkinder wohlfühlten. Wir gingen ins Haus.

Dort hatte sich bereits eine kleine Gruppe von Menschen versammelt. Die Hausherrin hieß Bablina (Großmutter Lina). Neben ihr saßen ihre Tochter und ihr Enkel. Dann Alim mit seinem Sohn. Und ein älterer Mann namens Ibrahim Geljastjanow. Er hatte das Neue Testament und die Psalmen ins Balkarische übersetzt. Daraus las Alim inzwischen vor und predigte, wobei er sich auf einen von grünen und roten Korrekturen übersäten Ausdruck aus einem Nadeldrucker stützte. Alim hielt die Blätter in seinen kräftigen, von Tätowierungen überzogenen Händen. Er war fünf Mal im Gefängnis gewesen. „Für alle Sünden, die es gibt“, sagte er. Worüber er predigte, verstand ich nicht. Ich wusste nur, dass es ein Text aus dem Matthäusevangelium war.

Dann schlug Alim Kulbajew der Gruppe vor, ein paar Lieder zu singen. Wir sangen auf Balkarisch. Die Liedersammlung enthielt fünf bis zehn Lieder. Mehr nicht. Es waren bekannte Lieder, die leicht zu singen waren.

Danach wurde gebetet. Alle knieten sich nieder. Ich sagte Gott, was ich auf dem Herzen hatte und hörte den anderen beim Beten zu. Besonders eine Stimme stach hervor. Irgendjemand sprach sehr leidenschaftlich und überzeugt mit Jesus. Ich öffnete die Augen ein wenig und schaute, wer

es war. Bablina hatte ihre Hände zum Himmel erhoben, ihre Augen geöffnet und sprach wie eine Bittstellerin, die vor dem Thron des Königs für die ganze Welt eintrat.

Ich schloss meine Augen wieder. Es war mir unangenehm geworden, dass ich ihr zuschaute während sie mit Gott sprach. Und plötzlich wurde mir bewusst, dass Gott mir erlaubt hatte, einem der ersten Gottesdienste der ersten balkarischen Gemeinde beizuwohnen, den ersten balkarischen Prediger zu hören, zusammen mit dem Übersetzer des für die ganze Geschichte des balkarischen Volkes wichtigsten Buches zu beten und ein Fürbittgebet von Bablina, einer der ersten Heiligen dieses Volkes, zu hören ...

Ich fühlte mich in die Zeit der Apostelgeschichte zurückversetzt. Es war ja derselbe Gott, der hier in einem Bergdorf im Kaukasus unter den Balkaren seine Gemeinde baute, genauso wie er seine Gemeinde vor 2000 Jahren gebaut hatte. Ich versuchte, in meinem Herzen das Gefühl der Diskrepanz zu finden, das mich mein ganzes Leben lang begleitet hatte, und konnte es nicht finden. Ich lebte in meiner Zeit. In Gottes Zeit.

Der Brief

Eines Tages saß ich in Elviras Büro. Sie ist Chefredakteurin der „Tropinka“. Diese Zeitschrift scheint unser wichtigster gemeinsamer Dienst zu sein. Nie hätte ich gedacht, dass wir beide Redakteure werden würden.

„Hör mal“, sagte Elvira, „da kam ein Brief aus der Ukraine von einem Mädchen, das die Zeitschrift in Kiew abonniert hat.“

Wir bekamen regelmäßig Post. Es waren sehr viele Leserbriefe. Doch solche wie dieser kamen nicht so häufig. Elvira las: „Ich heiße Mascha. Ich wohne im Dorf N. in der Ukraine. In meiner Familie glaubt niemand an Gott. Ich lernte die ‚Tropinka‘ in unserer Bibliothek kennen. Die Zeitschrift gefiel mir. Deshalb schrieb ich an die Adresse, die in der ‚Tropinka‘ angegeben war und bekam sie von nun an regelmig. Ich warte ungeduldig auf jede neue Ausgabe. Wenn ich sie bekomme, kann ich nichts machen, bevor ich sie nicht ganz durchgelesen habe.

Einmal schaffte ich es nicht, die Zeitschrift zu Hause fertig zu lesen und nahm sie mit in die Schule. Ich saß im Unterricht und las. Ich bemühte mich, dass die Lehrerin es nicht sah. Doch sie bemerkte es trotzdem und nahm mir die Zeitschrift weg. Während wir eine Aufgabe machten, las sie darin. Dann sagte sie zu mir: ‚Mascha, warum hast du uns nicht gesagt, dass du eine solch gute Zeitschrift abonniert hast? Wir können sie ja mit der ganzen Klasse lesen‘. Und sie begann allen daraus vorzulesen. Jetzt glauben alle in meiner Klasse an Jesus und wir gehen zusammen mit der Lehrerin in die Kirche.“

Elviras Stimme zitterte etwas, als sie den Brief vorlas. Ich konnte sie verstehen. Htten wir irgendwann davon träumen können, dass Gott uns die Möglichkeit geben würde zu Millionen von Kindern zu sprechen?

Manchmal gibt er uns zu verstehen: „Die ‚Tropinka‘ ist mein Werk. Ihr werdet sehen, wie ich durch sie Menschen rette“. Und so brachte er Mascha dazu, uns einen Brief zu schreiben.

Gottes Volk

Ich hätte nie gedacht, dass Gott uns einmal eine solche Ehre erweisen würde, dass sich in unserem Haus Juden versammeln und dass sie uns nach ihrem Gott und ihrem Mesias fragen würden.

„Waldemar, ich will ganz ehrlich sein, ich bin ein gottloser Mensch“, sagte mir ein nicht besonders großgewachsener Mann von fünfundfünfzig Jahren mit Namen Mark Raik, Dr. Mark Raik.

Wochen vergingen. Einmal in der Woche traf sich abends in unserem Haus ein Gesprächskreis für Menschen, die mit uns über das Leben, über das Land, über die Geschichte Israels und über Gott sprechen wollten. Nachts nach zwölf brachte ich unsere Gäste ins Durchgangslager. Dort hatten wir bereits viele Bekannte. Darunter auch unsere ersten – Anatoli und Irina Uschomirski. Sie kamen eine Woche nach ihrer Taufe nach Deutschland und besuchten mich im Missionshaus. So lernten wir uns kennen.

„Waldemar, mir scheint, ich beginne an Gott zu glauben“, sagte Mark einige Wochen später während eines Waldspaziergangs zu mir.

Elvira und Rosa Raik, seine Frau, gingen einige Meter hinter uns. Im Heim lebte auch Familie Fischbein. Henry, Walja und ihre beiden sehr lebhaften und regen Kinder. Als ich ihnen den Kern des Evangeliums erklärte und sie fragte, ob sie umkehren und Jesus Christus annehmen wollten, taten sie dies mit Freude.

Henry war der Aktivste in unserem Gesprächskreis, er stellte mehr Fragen als alle anderen zusammen. Es war ein Kreis, in dem wir ein halbes Jahr weder gesungen noch gebetet haben.

„Waldemar“, sagte Mark nach einem Treffen des Gesprächskreises. „Könnten Sie uns nicht einen allgemeinen Überblick geben oder uns das System der christlichen Lehre erklären?“

Mehrere Jahre lang nahmen wir dann im Gesprächskreis das „Training im Christentum“ durch. Meine Schwester Selma und ihr Mann Alexander schlossen sich uns ebenfalls an. Nach einiger Zeit sangen und beteten wir auch in der Gruppe. Wir sangen auf Russisch, Deutsch und Hebräisch.

„Waldemar, ich habe schon angefangen zu beten“, bekannte mir Mark und sah mich erwartend an, was ich sagen würde. Ich erinnere mich nicht, was ich sagte. Doch hätte er nur in mein Herz schauen können!

Unseren Kreis besuchten sehr viele Menschen. Es waren sicher insgesamt mehr als hundert. Denn einige von ihnen blieben nach einem oder einigen Besuchen weg. Bei den Zusammenkünften passten wir kaum in unser großes Wohnzimmer.

„Ich bin bereit“, sagte Mark Raik.

„Bereit wozu?“, fragte ich.

„Mir scheint, dass ich reif bin. Ich möchte mich bekehren.“

Es freute mich. Das war nicht mein Werk. Gott hatte an Mark Raik gearbeitet. An Dr. Mark Raik.

Ich hätte nie gedacht, dass ich Lieder auf Hebräisch auswendig singen könnte.

Der Mekong

Ich erinnere mich an meine Schulzeit.

Ich war in der vierten Klasse. Es war Pause. Alle gingen in den Hof hinaus. Ich blieb, wie immer vor der Erdkunde-stunde, im Klassenzimmer, um mich vor die riesige Physi-sche Weltkarte zu stellen. Hätte die Karte tiefer gegangen oder wäre ich größer gewesen oder auf die Idee gekom-men, auf einen Stuhl zu klettern, dann hätte ich mich vielleicht in Norwegen oder Grönland verliebt. Aber so konnte ich meine Augen nicht von Indochina losreißen.

Wenn ich die Karte anschaute, sah ich dichte Dschungel, Lianen, die von riesigen Bäumen herabhingen, ich hörte das Geschrei der Affen im Geäst, sah Arbeiter mit runden Hüten, die mit gebeugtem Rücken auf einem Reisfeld ar-beiteten. Vom Rücken eines Elefanten aus betrachtete ich eine Reihe von Mönchen, die sich vor einer Buddhastatue verneigten.

Die Pausen in der Schule waren wie immer viel zu kurz. Die Glocke zur nächsten Stunde kam für mich meist uner-wartet: Plötzlich war ich wieder mitten in Kasachstan im provisorischen Gebäude einer Dorfschule. Wohin ver-schwand in der Kindheit nur immer die Zeit?

Vierzig Jahre später. Ich wohnte in einem Hotel in der Stadt Chiang Mai, der ehemaligen Hauptstadt des Nördli-chen Königreichs von Thailand. Hätte ich denn als kleiner Junge gedacht, dass ich tatsächlich einmal hier sein würde, dass ich über die staubige Erde von Laos gehen, an der Grenze zu Birma stehen und auf einem Boot den Mekong entlang fahren würde?!

Gott weiß, dass ich kein Dichter bin. Doch diese Reise

bewegte mich so sehr, dass ich es nicht lassen konnte zu dichten. Ich schrieb an Elvira:

Ich selbst sah es in dieser Zeit:
Die große Stadt voll Nichtigkeit,
Und quadratische Felder von Reis.
Lange Reihen gebeugter Thais
bringen ihr schweres Schicksal dar
zu Füßen des tauben Gautama.

Oleg

Mit Hanja Schirnova schloss ich Freundschaft, als ich gerade erst zum Glauben gekommen war. Sie war eine kleine, etwas gebeugte ältere Frau, eine Tatarin. Doch in ihren Augen brannte ein solches Feuer, dass sie jeder junge Mensch darum beneidet hätte.

Hanja hatte einen Sohn, Oleg. Er war vor kurzem aus dem Gefängnis entlassen worden und seine Mutter freute sich, dass er mit uns zum Gottesdienst ging, dass wir uns mit ihm anfreundeten und ihn wie einen der unseren aufnahmen. Unser Gemeindeführer beschloss, dass wir Oleg eine Klarinette kaufen sollten, damit er im Orchester mitspielen konnte. Oleg glaubte zwar noch nicht an Jesus, aber er hörte aufmerksam zu. Er war ein verschlossener Mensch.

Während des Militärdienstes war ich lange mit ihm in Briefkontakt. Viele Jahre lang betete ich täglich für ihn. Dreißig Jahre später nahm ich den Briefwechsel auf Bitten seiner gläubigen Kusine wieder auf. Gott hat wirklich viel Geduld mit uns Menschen! Oleg war zum Glauben gekommen. Er war nun Mitglied einer Gemeinde und Prediger.

Einmal fuhr ich zu einer Dienstreise in den Fernen Osten. Dort arbeiten einige Patenmissionare, die wir unterstützen. Ich war sehr aufgeregt, da ich ein Treffen mit Oleg verabredet hatte. Er holte mich am Flughafen in Wladiwostok ab.

„Na, Bruder, bist du aber alt geworden, man erkennt dich gar nicht mehr“, sagte Oleg lächelnd.

„Wir haben uns seit dreißig Jahren nicht gesehen, ‚junger Mann‘“, antwortete ich, noch etwas atemlos von seiner Umarmung.

Haben Sie schon einmal ein Puzzle gemacht? Wenn man ein solches Kartonmosaik zusammensetzt, erhält man ein größeres Bild. Und manchmal kommt es vor, dass ein Teilchen auf den ersten Blick in allen seinen Merkmalen – Farbe, Linien und so weiter – zu passen scheint, aber es passt nicht. Es gehört nicht dorthin.

Ein solches Gefühl habe ich bei Oleg. Ich schein mich innerlich erst zu beruhigen, wenn wir zusammen sind. Ich empfinde die Zeit, die wir getrennt sind, und die riesige Entfernung von zwölf Zeitzonen als etwas Unpassendes. Oder sehne ich mich einfach nach dem Himmel?

Hinter dem Altai

Als ich fünf oder sechs Jahre alt war, wollte ich wissen, was hinter dem Wald lag. Meine Mutter erzählte, dass dort Leute lebten, die so ähnlich aussahen wie unsere kalmückischen Untermieter.

„Wenn ihr Missionare nach Tuwa schickt, verpflichten wir uns, sie zu unterstützen“, schlug ich dem Leiter des

Missionswerks „Licht des Evangeliums“ bei der Lausanner Konferenz 1990 in Moskau vor.

„Gut, wir denken darüber nach und antworten euch dann.“

Seit diesem Gespräch waren mehr als zehn Jahre vergangen. Bei einem Gottesdienst in der Gemeinde „Licht des Evangeliums“ in der tuwinischen Hauptstadt Kysyl wurden zwei Männer für den Ältestendienst eingeseget.

Wassilij Dawidjuk und zwei weitere Brüder beteten für sie. Dann sang die Gemeinde. Der Gesang war in tuwinischer Sprache, melodisch, kehlig und tief. Ich schaute mich im Saal um. Alle Gläubigen hier sahen so ähnlich aus wie unsere Untermieter im Altai.

Am nächsten Tag fuhren wir durch die Steppe (was könnte schöner sein?) nach Ak-Dowurak. Die Steppe erstreckte sich mit ihren vielen Hügeln bis zu den blauen Bergen am Horizont. Sie schien zu atmen. In Ak-Dowurak fand eine Taufe in der neuen Gemeinde statt. Ich stand am Ufer eines Bergflusses. Die Kinder fischten mit den Händen. Sie redeten Tuwinisch, eine Sprache, die ich nicht verstand und die mir dennoch so vertraut war.

Nach der Taufe gab es noch einen Gottesdienst mit Abendmahl und Einsegnung eines jungen Tuwiners für den Pastorendienst. Ich war dort und auch wieder nicht. Es war, als betrachtete ich das Geschehen aus einer anderen Zeit heraus. Ich hob die Augen und sah, wie die Sonne hinter dem Altai unterging. Dahinter lag meine Heimat.

Ich sah die Steppe, den Wald und einen Jungen, der in meine Richtung schaute und die Augen mit der Hand schirmte. Sein Gesicht konnte ich nicht sehen: die Sonne, die im Rücken des Jungen unterging, war so hell und schön, dass sie mir die Tränen in die Augen trieb.

Die Ukrainer

Woher kommt eigentlich Liebe? Plötzlich merkt man einfach, dass sie da ist. Die Ukrainer gewann ich aus der Ferne lieb, indem ich während des Militärdienstes christliche Radiosendungen hörte. Den bereits erwähnten Hauptfeldwebel Nikolaj Schewtschuk, der wegen seiner Ungerechtigkeit den Beinamen „Drache“ trug, betrachtete ich aus unerfindlichen Gründen allerdings nicht als Ukrainer. Sonst hätte ich die Ukrainer, ihre Sprache, ihre Lebensweise und ihr Denken niemals lieb gewinnen können.

Wenn ich heute an die Ukraine denke, sehe ich Gesichter vor mir. Es sind Gesichter von Ukrainern, Russen, Juden und Bulgaren, bekannte und unbekannte Gesichter. Unendlich viele Gesichter. Gesichter meiner Freunde, die in einem Land leben, das Gott besonders liebt.

„Für dich ist es leicht, die Ukrainer zu lieben“, sagte Grigorij Komendant, der Präsident des Baptistenbundes der Ukraine, zu mir. „Du hast solch gute Mitarbeiter.“

Ich saß bei einer Konferenz neben ihm. Ich fühlte, wie mir von diesen Worten das Herz und dann der ganze Körper warm wurden. „Denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsre Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist.“ Woher sie kam, konnte ich mir denken. „Ich habe hier mehr, als nur Mitarbeiter. Hier sind meine Freunde, meine Gemeinde“, dachte ich und mein Herz floss in den Worten des ukrainischen Liedes, das gerade angestimmt wurde, über.

Die Molokanen

Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts war Astrachanka ein großes Molokanendorf in der Ukraine. Es gab dort drei große Gemeindehäuser der Molokanen. Fast hundert Jahre waren vergangen, seit Walter Jack, Mitarbeiter der Basler Mission, seinen Dienst in Astrachanka begonnen hatte. Als Erstes hatte er eine Poststation eingerichtet und dann eine Bibelschule gegründet.

Unser Missionsleiter Erwin Damson, Wassilij Dawidjuk, der Leiter unserer ukrainischen Missionsfiliale, und ich standen vor dem Gebäude, in dem hundert Jahre zuvor der spätere Gründer des Missionsbundes „Licht im Osten“ gepredigt hatte.

Heute waren in diesem Haus der Dorfrat und ... das Gemeindehaus einer Gemeinde der Geistlichen Christen (Molokanen). Eine freundliche alte Frau zeigte uns die Räumlichkeiten und erzählte aus dem Gemeindeleben:

„Alle zwei Wochen kommt ein Ältester aus einem anderen Ort zu uns, dann können wir einen Gottesdienst abhalten. Ich wohne gegenüber und schließe dann das Gemeindehaus auf. Und ich Sorge auch für Ordnung. Hier ist das Dach undicht geworden. Wir wissen nicht, was wir tun sollen. Wir sind hier nur noch so wenige.“

„Wir sind Mitarbeiter des Missionsbundes „Licht im Osten“ und kommen aus Deutschland“, erzählte ich. „Walter Jack, der Gründer unserer Mission, arbeitete früher in Ihrer Gemeinde, hier in diesem Gebäude ...“

„Es gab eine Bibelschule“, unterbrach mich die alte Frau. „Das wissen wir in der Gemeinde noch, obwohl es schon sehr lange her ist.“ „Und was würden Sie sagen, wenn wir wieder einen Missionar hierher senden würden?“

„Ich denke, das ganze Dorf würde sich darüber freuen.“

Wir verabschiedeten uns. In meinem Herzen hallte noch lange die „mazedonische Stimme“ wider: „Kommt herüber und helft uns“.

Zwei Frauen

Ich lernte die Ukrainer durch die christlichen Sendungen im Radio und durch Jakow Duchontschenko kennen. Wir wurden bereits Freunde, als ich nicht in die Sowjetunion reisen durfte und er als Mitglied einer Delegation des Baptistenbundes zu Konferenzen nach Deutschland kam. Dieser große, belesene, geistliche und mit einem gesunden Sinn für Humor ausgestattete Mann war mir vom ersten Augenblick an sympathisch. Und ich hatte mich in ihm nicht getäuscht.

Nach seinem Tod schien es mir noch lange, als hätte unsere Kirche in der Ukraine ihre Seele verloren.

Einmal waren Elvira und ich von Jakow Duchontschenko in die Gemeinde nach Darniza eingeladen worden. Das Gemeindehaus dort hatte eine besondere Architektur. Es war früher ein Wohnhaus gewesen, an das nach und nach zusätzliche Räume angebaut wurden, die anschließend mit dem Hauptsaal verbunden wurden, der sich dadurch nach und nach in einen langen Korridor verwandelte, mit einem hohen Podium für den Chor vorne und einer über alles erhöhten Kanzel.

Ich stand auf der Kanzel. Der Blick von oben machte mich etwas verlegen. Unter den zahlreichen Zuhörern bemerkte ich links in der fünften Reihe eine Frau, die offen-

sichtlich kein Mitglied der Gemeinde in Darniza war: Sie war geschminkt, hatte gefärbte Haare und trug Ohrringe. Sie hörte aufmerksam zu. Beim Predigen merkt man, wenn jemand besonders aufmerksam zuhört. Manchmal kommt es auch vor, dass man nur für einen bestimmten Menschen zu predigen beginnt. Ich kann nicht sagen, ob das richtig oder falsch ist.

Nach der Predigt lud der Gemeindeleiter diejenigen, die Gottes Wort berührt hatte, ein, nach vorne zu kommen. Es kamen einige junge Leute. Zufällig schaute ich in die fünfte Reihe auf der linken Seite. Ich sah, wie jene Frau von ihrer Nachbarin mit dem Ellenbogen angestoßen wurde. An ihren Lippen sah ich, dass sie sagte: „Geh doch!“ Die Frau antwortete irgendetwas. Dann sah ich, dass sie aufstand. Sie kam nach vorne und sprach das Bekehrungsgebet. Ihre Wimperntusche war verschmiert, doch ihr Gesicht strahlte bewegt.

Der Gemeindeleiter gab mir Neue Testamente und zuvor bereitgestellte Blumen (bekehrten sich jeden Sonntag Menschen?) und bat mich, den Neubekehrten zu gratulieren. Ich beglückwünschte sie und machte mich mit ihnen bekannt.

„Und wie heißen Sie?“, fragte ich die Frau mit den gefärbten Haaren.

„Taja ...“

„Wo arbeiten Sie?“, fragte ich.

„Ich bin Leiterin der Philosophischen Fakultät der Staatlichen Universität. Ich kam mit meiner Nachbarin zum Gottesdienst“, antwortete sie.

„Eine solch gebildete Frau wird es in einer Gemeinde mit einfachem Volk sicher schwer haben“, dachte ich. „Ich werde ihr ein paar spezielle Bücher für den Anfang schicken.“ Doch ich genierte mich, noch einmal auf sie zuzu-

gehen. Daher ging ich zu der Nachbarin, die meine neue Bekannte mit dem Ellbogen zu einem solch wichtigen Schritt gestupst hatte, und fragte sie:

„Kennen Sie Taja gut?“

„Ja, wir wohnen an demselben Treppenabsatz. Wir sind schon seit vielen Jahren befreundet. Sie kommt mit mir in die Gemeinde.“

„Ich würde Ihrer Nachbarin gerne einige Bücher schicken. Ist es in Ordnung, wenn ich sie Ihnen schicke, und Sie geben sie ihr?“

„Gerne.“

Ich gab ihr einen Zettel und einen Kugelschreiber und sagte:

„Schreiben Sie mir bitte Ihre Adresse auf ...“

Da sah ich, wie die alte Frau stark errötete:

„Ich ... ich kann nicht schreiben ...“

„Das macht nichts“, sagte ich, „ich schreibe es auf.“

Während ich schrieb, zitterten meine Hände davon, dass ich wieder einmal die Gegenwart und das Handeln des Heiligen Geistes erfahren hatte: Eine Frau, die nicht lesen und schreiben konnte, hatte eine Professorin, eine Doktorin der Philosophie, zu Gott geführt. Menschen können von sich aus so etwas nicht, das kann nur Gott.

Erlöst durch dasselbe Blut

Jedes Jahr veranstaltet unsere kindermissionarische Abteilung in Kiew das „Tropinka“-Festival. Das ist jedes Mal ein großes Fest. Manchmal können auch Elvira und ich dabei sein. Die Kiewer haben eine unerschöpfliche Fantasie, ich staune immer wieder darüber.

Einmal organisierten sie einen „Runden Tisch“ für alle Herausgeber und Redakteure ukrainischer Kinderzeitschriften. Dabei kamen interessante Menschen zusammen. Sie erzählten und stellten ihre Erzeugnisse der Reihe nach vor. Die präsentierten Zeitschriften waren recht unterschiedlich, in der Regel aber sehr gut gemacht. Dann stellten wir unsere „Tropinka“ vor. Als christliche Zeitschrift rief sie eine besondere Reaktion hervor und ich würde sagen, sie stieß auf echtes Interesse.

Die Herausgeber der ukrainischen Kinderzeitschrift „Maljatko“ waren uns auf Anhieb sympathisch. Früher war „Maljatko“ die Zeitschrift des Zentralkomitees des Kom-somol der Ukraine gewesen. Auch die Redakteure von „Maljatko“ zeigten deutliches Interesse für uns. Sie luden uns für den nächsten Tag ein, um die Mitarbeiter und die Arbeit der Zeitschrift kennen zu lernen.

Wir kamen mit einer ganzen Delegation: Wassilij und Alla Dawidjuk, Oleg Purik, unser damaliger Geschäftsführer in Kiew, sowie Elvira und ich. Wir hatten ein Arbeitstreffen erwartet, aber es stellte sich heraus, dass wir zu einem gemütlichen Essen unter für den Glauben offenen Menschen kamen. Die Fragen betrafen vor allem den christlichen Inhalt unserer Zeitschrift und das Leben als Christ im Allgemeinen. Besonderes Interesse zeigte die Chefredakteurin Swetlana Jefimenko. Wir rieten ihr, die Gemeinde von Wassilij Dawidjuk zu besuchen.

„Ich komme auf jeden Fall. Mit meiner ganzen Familie“, sagte Frau Jefimenko bestimmt.

„Es war sehr schön, Sie kennen zu lernen“, antworteten wir. „Sie haben uns einen großen Gefallen getan, indem Sie uns mit Ihren Mitarbeitern und der Arbeit Ihrer Zeitschrift bekannt machten.“

Ein halbes Jahr später war ich wieder in Kiew. Wir waren bei Familie Dawidjuk zu Gast und saßen wie immer bei einem wunderbaren Essen. Mit am Tisch saßen unsere neuen Freunde, Swetlana Jefimenko und ihr Mann. Die Dawidjuks hatten uns bereits erzählt, dass die ganze Familie Christus angenommen hatte. Der Gatte von Frau Jefimenko war ein angenehmer grauhaariger Mann namens Valerij. Wir machten uns miteinander bekannt.

„Und wo arbeiten Sie?“, fragte ich.

„Ich arbeite bei den ‚Behörden‘ als Oberstleutnant des ukrainischen Geheimdienstes, des ehemaligen KGB.“

„Und ich arbeite bei der Mission ‚Licht im Osten‘ ...“

„Ich weiß, mir wurde von Ihnen erzählt. Ihr Name ist mir noch aus der Zeit meiner Arbeit in ‚Abteilung 5‘ bekannt. Wir wurden über Ihre Tätigkeit informiert ...“

„Wie sind Sie zum Glauben an Gott gekommen?“, fragte ich ihn.

„Vor vielen Jahren ‚arbeitete‘ ich mit einem Baptistenprediger. Er war nicht besonders gebildet. Doch er sagte mir damals: ‚Sie werden sehen, dieses ganze sowjetische System wird in sich zusammenfallen, ohne dass ein Mensch es anrührt. Das steht im Buch des Propheten Daniel.‘ Damals lachte ich über ihn. Wer konnte sich auch vorstellen, dass gerade mal zehn Jahre vergehen würden, bis sich die Worte dieses Mannes erfüllten?! Wir in den Geheimdiensten hätten doch eine solche Entwicklung voraussehen müssen, aber wir hatten keine Ahnung. Also musste es jemanden geben, der die Geschichte lenkt. Und dann die Bibel. Ich las auch früher viel darin, aber plötzlich ‚sprach‘ sie zu mir ...“

Ich saß da und hörte das Zeugnis meines Mitchristen, und mir wurde ganz warm und friedvoll ums Herz. Ich ge-

wann Valerij Jefimenko sofort lieb. Ich wusste, dass wir beide durch dasselbe Blut erkaufte waren, dass wir demselben Herrn gehörten und miteinander die Ewigkeit verbringen würden. Und darüber freute ich mich.

Nacht

Freunde in Deutschland hatten für Iwan Wylkow, den Leiter unserer Mission in Bulgarien, einen Kleinbus gekauft. Einem geschenkten Gaul schaut man bekanntlich nicht ins Maul. Doch es zeigte sich, dass viele Reparaturen nötig waren, bevor sich unsere Gäste auf den Heimweg nach Bulgarien machen konnten. Wir beteten und um zehn Uhr abends verabschiedete ich sie schließlich.

Mitten in der Nacht erwachte ich, weil das Telefon klingelte. Es war Iwan.

Er und seine Begleiter standen kurz vor der österreichischen Grenze. Sie wollten die Unterlagen noch einmal überprüfen und hatten dabei entdeckt, dass sie die Papiere des geschenkten Busses auf dem Tisch in der Garage vergessen hatten. Nun baten sie mich, ihnen die Garage in drei oder vier Stunden aufzuschließen. Ich dachte daran, welcher langer Weg ihnen noch bevorstand und sagte, sie sollten sich im Bus schlafen legen und warten, bis ich käme. Sonst müssten sie die ganze Reise wieder von vorne beginnen! Ich stand auf, zog mich an und fuhr zum Missionshaus. Die Unterlagen fand ich sofort in der Garage auf dem Tisch.

Als ich die Schlüssel des Dienstwagens aus dem Schrank holte, fiel mir ein, dass wir Kassetten mit Büchern hatten, die in Kiew für Blinde aufgenommen worden waren. Ich

wählte „Lasst euch vom Heiligen Geist erfüllen“ von Ernst Modersohn.

Um drei Uhr Nachts war die Autobahn fast völlig leer. Gleichmäßig summte der Motor und brauste der Gegenwind. Ich hörte die „Stimme“ Modersohns. Dabei merkte ich gar nicht, wie schnell die Zeit verging, bis ich auf dem Parkplatz unsere bulgarischen Mitarbeiter fand. Ich gab ihnen die Unterlagen und wünschte ihnen eine gesegnete Reise. Ich konnte es gar nicht erwarten, bis ich wieder in die Stille und Einsamkeit meines Autos zu Modersohn und der unaussprechlichen Herrlichkeit zurückkehren konnte, mit der der Heilige Geist wirkt.

Als ich auf dem Heimweg war, ging die Sonne auf. Auch in mir war es hell: Gott hatte mehrere Stunden lang zu mir gesprochen.

Iwan sagte, mein Entschluss, ihnen die Unterlagen zu bringen, habe ihn darin bestätigt, dass er in „Licht im Osten“ den richtigen Partner für die missionarische Arbeit in Bulgarien gefunden habe. Dass man sich auf uns verlassen könne.

Ich bin natürlich froh darüber, doch ich glaube, dass man sich nur auf Gott wirklich verlassen kann. Ich bin der Meinung, dass Gott einfach mit mir sprechen wollte.

Das Schreckgespenst

Ich las einen Brief und traute meinen Augen nicht: er war von Boris Galperin. Jahrzehntelang verband ich mit diesem Namen die aggressivste atheistische Propaganda und Christenverfolgung, zuerst in Kirgisien und dann in der gan-

zen Sowjetunion. Er war ein wahres Schreckgespenst für die Gläubigen.

Und nun schrieb Galperin: „In meinem Leben gab es viele Ereignisse, die mich zum Nachdenken brachten. Ich musste vierzehn Operationen über mich ergehen lassen, darunter auch einige kompliziertere, manche hatten eine vierprozentige, andere eine zehnprozentige Chance auf einen günstigen Ausgang. Die Statistik sprach für den Tod, und ich hätte auch sterben sollen ... Darum konnte ich gegenüber den Worten von Iwan Kuschnirtschuk nicht gleichgültig bleiben, der inzwischen in den USA lebt und damals sagte, dass er für mich betete und dass Gott mich liebte und mir Zeit zur Umkehr ließ.

Vor jeder Operation wandte ich mich in Gedanken an Gott. Selbst in der Artillerieschule, wo ich eine militärische Ausbildung erhielt, bekreuzigte ich mich unter der Bettdecke und bat Gott um Vergebung. Ich schwankte also, mal bekannte ich mich zu Gott, mal lehnte ich ihn ab. In Frunse sagte ich zu gläubigen Bekannten: ‚Wenn es euch gelingt, mich zu überzeugen, gebe ich mein Parteibuch ab und komme mit euch.‘ Trotzdem war ich unter dem Einfluss naturwissenschaftlicher Erfolge oft sicher, dass Gott überhaupt nicht existierte.

Das waren also die Eigentümlichkeiten meiner Weltanschauung. Und erst in der neuen Zeit, als ich viele mir zuvor unbekannte Bücher las - insbesondere das Buch ‚Das Band der Vollkommenheit‘ von Pavel Rogosin, das mich sehr beeindruckte - begann ich zu sehen, dass man die Evolutionstheorie nicht beweisen kann und schlug mich endgültig auf Gottes Seite.“

Während ich den Brief las, sah ich vor mir einen Mann auf der staubigen Straße nach Damaskus, ich sah ein Licht

und hörte eine Stimme: „Boris, warum verfolgst du mich? Es ist schwer für dich, gegen meinen Willen anzukämpfen“. (Apostelgeschichte 26,16)

Wer bin ich, das nicht zu glauben?!

Im Heiligen Land

„Osse schalom bim romaw ...“ Leise und andächtig sangen Elvira und ich, versteckt in einer Ecke des Gartens Gethsemane, das alte jüdische Gebet um Frieden für Jerusalem. „Wie konnte Gott seinem Volk nur eine solche Wüste aussuchen?“, wunderten wir uns, als wir in einem gemieteten Fiat an der Stadt Arad vorbei zur Südspitze Israels nach Eilat fuhren. Wir waren nun schon seit fast zwei Wochen in Israel.

Wir waren durch Nazareth gegangen und hatten im galiläischen Kana eine arabische christliche Hochzeit gesehen. Wir waren vorbei am Dorf Deboria auf den Berg der Verklärung gestiegen und hatten die Siedlungen in der Ebene Harmagedon (Megiddo) angesehen.

Vom Berg Karmel aus ging es hinunter zum Bach Kischon und weiter zum See Genzareth. Wir wanderten am Ufer des Sees, in dem die Apostel fischten und wo Jesus Christus auf dem Wasser ging.

Zwei Tage verbrachten wir in Jerusalem. Wir gingen auf dem Berg Zion spazieren, stiegen zum Becken des Teiches Bethesda hinunter und gingen die Via Dolorosa entlang, den Leidensweg Jesu. Lange waren wir in dem Garten, „in dem ein neues Grab war“, neben dem sogenannten „protestantischen Golgatha“. Direkt darunter befindet sich ein arabischer Busbahnhof.

Wir besuchten Kirchen und Synagogen, wanderten in den Ruinen von Kapernaum und Cäsarea, betrachteten die Ausstellungen in Qumran und stiegen zur Festung Masada hoch. Auf dem Weg nach Eilat machten wir in einem Kibbuz Halt und tranken den äußerst leckeren Kefir, der dort hergestellt wird. Mit merkwürdigen Blicken schauten die hoch oben im Felsen eingemeißelten altägyptischen Figuren auf uns hinunter, als wir die Bergwerke König Salomos besichtigten.

„Schau, wie schön die Wüste ist!“ Elvira zeigte mit ihrer Hand auf die sanften dunkelbraunen Wellen, die sich in der Ferne verloren. „Wie die Seiten eines alten Buches.“

Dann standen wir auf dem Berg Lots. Auf der linken Seite war das Tote Meer, und auf der rechten Seite die Wüste Juda. Vor uns erstreckte sich die Wüste Negev gen Süden. Wir schlossen die Augen und hörten das Rascheln uralter Buchseiten und das Knirschen von Sand unter den Sohlen von Sandalen.

Wir zwei

Ich erwachte von einer sanften Berührung. „Das ist für dich!“ Das war das Erste, was ich am Morgen des 20. Mai 1998 hörte. Für die Welt ist dieses Datum nicht sonderlich bemerkenswert. Aber für Elvira und mich ist es das. Wir waren gerade auf einer Reise durch die USA, besuchten Auswanderergemeinden, berichteten über Gottes Wirken und ich predigte dort.

An diesem Tag waren wir zu Besuch bei unseren Freunden Andrej und Natascha Bondarenko.

Noch etwas verschlafen hielt ich die Fotografie in Händen, die mir Elvira gegeben hatte. Sie zeigte ein Album mit der Aufschrift „Unser Reichtum“. Auf dem Umschlag waren alle unsere Kinder! Nun ist klar, wovon die Rede ist: Wir waren seit 25 Jahren verheiratet!

„Das Album wartet zu Hause auf dich“, sagte Elvira.

Mir wurde vor Freude ganz schwindlig. Wie viel Glück kann ein Mensch ertragen? Fünfundzwanzig Jahre zuvor hatte Nikolaj Sisow auf unserer Hochzeit eine Predigt gehalten über das Schriftwort: „Was er euch sagt, das tut“ (Johannes 2,5). Als er unsere Ehe segnete, sagte er, dass wir unser ganzes Leben verbringen könnten, ohne ein einziges Mal zu streiten, wenn wir nur das tun würden, was er, Jesus, uns sagte. Wir haben die Herausforderung im Vertrauen auf die Kraft Jesu damals angenommen.

Unsere Silberhochzeit. Die Reise durch Amerika war ein Geschenk Gottes dazu. Er macht uns gerne eine Freude: In der Stadt Spokane im US-Bundesstaat Washington trafen wir Nikolaj Sisow wieder. Und wie fünfundzwanzig Jahre zuvor segnete er uns. Wie viel Segen braucht ein Mensch?! Ich weiß es nicht. Ich zähle nicht mit. Ich freue mich einfach darüber.

Besuch eines Freundes

Ich holte Meelis Malva am Flughafen Frankfurt ab. Er war zusammen mit mir bei der Armee gewesen. Die Gespräche mit ihm füllen den größten Teil meiner Tagebücher aus dieser Zeit. Meelis ist zwei Jahre jünger als ich. Doch jetzt traf ich einen alten Mann im Rollstuhl. Nur seine Augen waren noch so jung und lebhaft wie früher.

Meelis hat Multiple Sklerose. Er lebt in Estland und war zum ersten Mal bei mir in Deutschland zu Besuch. Ich hegte die leise Hoffnung, dass die zwei Wochen, die wir zusammen verbrachten, ihm helfen würden, Frieden mit Gott zu schließen.

Ich besorgte einen Rollstuhl, und wir besuchten gemeinsam die Insel Mainau, den Zoo, gingen im Wald und in der Stadt spazieren. Wir sprachen viel miteinander. Ich erkannte meinen Freund wieder. Nicht an der Stimme, aber an den Gedanken; nicht an den Worten, aber an seiner Einstellung zu Gott. In manchen Gesprächen wiederholten sich Wort für Wort unsere Gespräche aus der Zeit des Militärdienstes. Als wären seit damals keine dreißig Jahre vergangen, als hätte sich niemand und nichts verändert. Dabei lernte ich, dass die Zeit alleine niemanden verändert. Auch dreißig Jahre ändern nichts, aber ein einziger Augenblick kann alles verändern, wenn ein Mensch seine Haltung gegenüber Gott und seinem Wort ändert. Davon bin ich überzeugt. Ich habe es oft gesehen.

Frankfurt. Die Passagiere wurden aufgerufen sich zum Flugsteig zu begeben. Ich verabschiedete mich von meinem alten Freund. Ich wusste, dass es naiv war zu glauben, es würde sich etwas ändern, nur weil wir zusammen gewesen waren. So vertraute ich ihn, wie schon so oft zuvor, Gott und seiner Gnade an. Ich wusste, dass Gott Meelis liebte. Warum hätte er ihm sonst dreißig Jahre lang nachgehen sollen?

Meelis betete. Er dankte für die Zeit der Gemeinschaft, die Gott uns geschenkt hatte.

Welch ein Freund ist unser Jesus!

Im Winter 2005 fuhr ich mit einigen Glaubensbrüdern im Zug von Almaty nach Astana. Wir hatten eine wunderbare Gemeinschaft. Bis Mitternacht erzählten wir uns Geschichten und beteten füreinander. Gerade erzählte Heinrich Voth. Er ist ein treuer Freund. Wir sind zusammen älter geworden.

„... Karaganda. Anfang der Neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Die Stadt war öde, der Wind trieb Zeitungsfetzen und Lebensmitteltüten vor sich her, die von dem langen Weg durch die Steppe schäbig geworden waren. Die Leute waren mutlos. Die Läden waren leer. Hier und da gab es lange Schlangen, wo man noch etwas bekommen konnte. Doch wir hielten nicht an. Wir hatten noch eine längere Reise vor uns, nach Hause, nach Bischkek. Trotz all dieser Mutlosigkeit im Volk war uns warm ums Herz von der Gemeinschaft mit den Brüdern im Norden Kasachstans, wo wir zu einem Missionseinsatz gewesen waren, und der Erfahrung des Wirkens Gottes bei den Menschen, die das Evangelium gehört hatten.

Doch wie immer hat jede Freude auch Grenzen. Unsere Grenze war das Benzin. Wo sollten wir welches bekommen? Unser Tank war leer, der Zeiger stand auf Null. Wir fuhren zu der einzigen funktionierenden Tankstelle der Stadt, wo es nach Aussage erfahrener Leute Benzin geben würde. ‚Aber man bekommt nur zehn Liter pro Auto‘, hatte man uns gewarnt. Dann waren wir da. Sowohl im buchstäblichen als auch im übertragenen Sinne sah es so aus: bis zur Tankstelle war es noch weit, und um uns her wogte ein Meer von Autos. Alle brauchten Benzin. Wenn wir uns anstellten, würden wir zwei Tage lang warten. Ob wir am Ende

Benzin bekommen würden, war dennoch nicht sicher. Was waren zudem zehn Liter pro Auto, wenn wir fast tausend Kilometer weit fahren mussten?

„Was sollen wir machen?“, fragte ich die anderen.

„Beteten“, sagte Andrej.

Sie beteten. Nach einem kurzen Zögern betete auch ich. Ich werde nicht alle Gedanken wiedergeben, die mir dabei durch den Kopf gingen. „Herr“, betete ich, „wir sind in deinem Auftrag und in deiner Sache hier in Kasachstan gewesen. Du weißt selbst, dass wir nach Hause fahren müssen und kein Benzin haben. Was sollen wir tun, Herr? Bitte hilf uns. Nur du weißt, was zu tun ist, denn du hast uns schon oft aus ähnlichen Situationen herausgeholfen. Amen.“

„Also, was machen wir?“, fragte einer der Brüder.

„Fahren wir in die Sowchose N. Sie liegt auf dem Weg. Dorthin kommen wir mit der Reserve. Es sind etwa vierzig Kilometer. An der Tankstelle dort gibt es auch Benzin“, antwortete ich als derjenige, der am Steuer saß.

Da der Fahrer nach einem ungeschriebenen Gesetz immer die größere Verantwortung trägt, hat er auch das letzte Wort. Wir fuhren auf der neuen Umgehungsstraße am Flughafen vorbei und dann auf der Wüstenstraße nach Süden. Es waren nur sehr wenige Autos unterwegs. Die anderen schienen alle an irgendwelchen Tankstellen zu stehen. Besorgt beobachtete ich die Tankanzeige. Der Zeiger lag ruhig an der untersten Markierung und rührte sich nicht. Und dann leuchtete das rote Lämpchen auf: was das bedeutet, weiß jeder. Schließlich kamen wir in der Sowchose an und fuhren zur Tankstelle. Dort war außer der Tankwartin niemand zu sehen. Die saß in ihrem Häuschen und las ein Buch.

„Haben Sie Benzin?“, fragte ich sie fast ohne ein Fünkchen Hoffnung.

„Nein“, antwortete die Frau, ohne den Kopf zu heben.

Ich bückte mich zu dem kleinen vergitterten und mit dicker blauer Farbe angestrichenen Fenster (wobei ich mich fragte, ob diese Fensterchen absichtlich so tief angebracht werden, um die Kunden Demut zu lehren).

„Und wann gibt es wieder welches?“

„Sie versprachen es uns vor einer Woche. Vielleicht kommt es in einer, vielleicht auch erst in zwei Wochen.“

Ich kehrte zum Auto zurück und fragte die enttäuschten Brüder: „Was sollen wir tun?“

„Weiterfahren. Was bleibt uns sonst übrig?“, antworteten die versammelten Gottesmänner.

Ich nahm aus dem Auto ein Neues Testament und gab es der verwunderten Tankwartin: „Möchten Sie das Neue Testament lesen?“

„Danke. Sehr gerne.“

Wir fuhren weiter, schwiegen und beteten.

„Lasst uns ein Lied singen“, schlug ich vor.

Der Chor klang nicht ganz harmonisch, doch die Worte waren wunderschön:

„Welch ein Freund ist unser Jesus,

o, wie hoch ist er erhöht!

Er hat uns mit Gott versöhnet

und vertritt uns im Gebet.“

Wir sangen und beteten. Bei jeder Steigung stockte uns der Atem – würde der Motor aussetzen? Nein, der lief weiter. Wir sangen, fuhren und beteten. Immer weiter und weiter. In der Steppe waren die ersten Kamele zu sehen. „Aha“, dachte ich, „wir sind schon ganz schön weit gekommen.“ Die Kamele schauten uns nach. Es kam mir vor, als könnte ich in ihren traurigen Augen eine gewisse Verwunderung entdecken.

Meine drei Mitreisenden waren müde von der Maisonne. Manchmal sind für das Gespräch mit Gott nicht einmal Worte nötig. Kennen Sie das auch? Und auch mit engen Freunden ist es manchmal einfach schön zu schweigen, weil allein das Zusammensein ein solcher Segen ist.

Plötzlich ruckelte das Auto. Einmal, zweimal. Dann lief der Motor wieder an. Vom Hügel aus war schon die Stadt Balchasch zu sehen. Der Motor verstummte. Das Auto rollte ruhig zur Stadt hinunter. Auf der linken Seite war eine Tankstelle. Es war kein Auto zu sehen. Ich rollte zur Zapfsäule und hielt an.

Die Brüder schauten sich schweigend an. Ich verstand sie. Es war reine Ehrfurcht vor Gott. Wir hatten mit praktisch leerem Tank etwa vierhundert Kilometer zurückgelegt. Dann übte ich wieder Demut. Das heißt, ich beugte mich zu dem mit dicker blauer Farbe gestrichenen vergitterten Fenster hinunter und fragte die Tankwartin, die eine alte Zeitung las:

„Haben Sie Benzin?“

„Nein.“

„Und wann gibt es wieder welches?“

„Sie versprochen, es in zwei, drei oder vielleicht fünf Tagen zu bringen.“

„Dann müssen wir eben warten“, sagte ich und fragte sie: „Möchten Sie das Neue Testament lesen?“

„Ja. Warum nicht?“

Ich gab ihr ein Neues Testament. Sie fragte:

„Woher kommen Sie?“

„Aus Kustanai. Wir fahren nach Bischkek.“

Sie sah mich erstaunt an. Dann schlug sie das Neue Testament auf und ich ging zurück zum Auto und nahm meine Bibel. Ich wollte mich auf eine Predigt vorbereiten.

Die anderen hatten beschlossen, einkaufen zu gehen. Vielleicht konnten sie ja Lebensmittel auftreiben. Die Leute in Kustanai hatten uns eine Wegzehrung eingepackt, doch mit einer solchen Verzögerung hatten sie nicht gerechnet.

Während ich las, hörte ich plötzlich, dass ein Auto heranzufuhr. Es war ein Lastwagen mit Anhänger. Ein Tankwagen! Die Tankwartin kam aus ihrem Häuschen, und der Tankwart leerte seine wertvolle Fracht in den im Boden eingegrabenen Tank. Die Tankwartin stellte ihm eine Quittingung aus und der Tankwagen fuhr wieder weg.

„Na los, Sie Held, tanken Sie schon. Sie sind ja ...“ Sie fand keine Worte. „Ich fülle Ihren Tank voll. Zehn Liter sind erlaubt, aber Sie müssen ja noch so weit fahren, und Sie sind so mutig.“

Als die anderen kamen, staunten sie nicht schlecht. Alle hatten Tränen in den Augen. Auf der Weiterfahrt sangen wir: „Welch ein Freund ist unser Jesus ...“ Mit dieser Tankfüllung kamen wir bis Tschu. Weitere vierhundert Kilometer.“

Heinrich ist bereits völlig ergraut. Aber seine Augen leuchten. Sie sind jung geblieben.

Der Kreis schließt sich

Im Gebäude unserer Missionsfiliale in Kiew versammeln sich jeden Sonntag nacheinander drei verschiedene Gemeinden im Konferenzsaal, und in verschiedenen Räumen im ganzen Haus finden im Lauf der Woche viele Bibelkreise statt.

Einmal beschloss ich, nach einer Vorstandssitzung den Gottesdienst der Gemeinde „Haus der Barmherzigkeit“ zu besuchen. Ihr Pastor ist Igor Rogowoj. Doch es stellte sich heraus, dass er gerade an diesem Tag nicht da war. Ich war enttäuscht. Ich hatte ihn unbedingt sehen wollen. Man bat mich die Predigt zu halten, was ich gerne tat.

In meiner Ansprache erzählte ich zur Veranschaulichung, wie Gott mir während meines Militärdienstes ein Neues Testament geschickt hatte. Wenn ich darin las, erfüllte Gott mich mit Kraft und Licht, er tröstete und ermutigte mich. Die Erinnerung an diese Zeit ist in mir immer lebendig. Wie könnte ich vergessen, wie während des Lesens, und ich las das Neue Testament ja kniend im Büro des Stabschefs, das ich jeden Morgen putzte, mein Herz mit himmlischem Licht erfüllt wurde und ein unaussprechliches Gefühl meinen ganzen Körper erfasste?!

Im Großen und Ganzen erzählte ich diese Erlebnisse in der Predigt als Beispiel und sagte, dass ich eine Woche zuvor endlich diese kanadische Gemeinde gefunden hatte, die im Jahr 1964, also vor ungefähr vierzig Jahren, „mein“ Neues Testament herausgegeben hatte. Ich schrieb einen Brief an die Gemeinde, in dem ich allen Gemeindegliedern, die sich damals am Druck des für mich so wertvollen Neuen Testaments beteiligt hatten, meine Dankbarkeit und meine Hochachtung ausdrückte. Ich schrieb der Gemeinde davon, wie Gott mich in der Armee prägte und welche Rolle das von ihnen herausgegebene Neue Testament dabei spielte.

Nach der Ansprache wurde ich noch einmal nach vorne ans Rednerpult gebeten. Man erklärte mir, es gebe in der Gemeinde den Brauch, für diejenigen zu beten, die dort zum ersten Mal predigten. Ein Ältester, Viktor Sikorskij, werde für mich beten.

„Wir kennen uns, Waldemar“, sagte Viktor zu mir. „Ich komme auch aus dem Baltikum. Als Sie dort bei der Armee waren, lag ich im örtlichen Krankenhaus. Ich war ein solcher Gauner ... Doch das ist vorbei. Als ich vor vielen Jahren im Gefängnis war und unbedingt eine Bibel haben wollte, gab mir jemand eine Adresse und sagte: ‚Schreib dorthin. Sie schicken dir eine Bibel.‘ Ich glaubte das nicht, aber ich schrieb trotzdem.“

Wer hätte glauben können, dass jemand aus Deutschland eine Bibel ins Gefängnis schicken würde?! Doch es dauerte nicht lange und ich bekam ein Päckchen. Es enthielt eine Bibel. Der Absender war ein gewisser W. Zorn aus Korntal. Diese Bibel veränderte mein Leben. Gott selbst sprach durch sie zu mir.“

Der Kreis hatte sich geschlossen.

Trost

Eine Frau, nennen wir sie Maria, hatte geistliche Probleme. Sie hatte sich bekehrt, aber keine Befreiung erfahren. Wieder einmal sprachen Elvira und ich mit ihr. Dieses Mal bei ihr zu Hause. Dabei merkten wir, dass ihre Bücherregale voll von allen möglichen Büchern mit okkultem Inhalt waren. Wir trugen sie alle auf einen Haufen zusammen, da sie beschlossen hatte, sie zu vernichten. Dann beteten wir mit ihr und sie sagte sich von allen dunklen Mächten los.

„Könntet ihr nicht auch mit meiner Nichte Lena sprechen?“, fragte Maria. „Ich habe sie auch mit allen möglichen sogenannten ‚traditionellen Methoden‘ behandelt.“

Lena war krank. Sie war fünfundzwanzig Jahre alt und hatte Krebs. Lena war mit uns im Zimmer, sie hatte alles

gehört und gesehen. Ich erklärte ihr den Kern des Evangeliums, dann fragte ich sie, ob sie Jesus Christus als den Retter und Herrn ihres Lebens annehmen wolle und ob sie bereit sei, sich vom Feind der Seelen und allen Verbindungen zu ihm loszusagen. Lena sagte Ja.

Zuerst betete Elvira für Lena. Dann betete Lena. Sie tat Buße, sagte sich vom Teufel los und dankte Gott für seine Vergebung und Befreiung. Dann betete ich für sie. Unter meinen Händen spürte ich die leichte Berührung ihrer Haare.

„Amen!“, sagte ich und wir erhoben uns von den Knien. Elvira drückte sanft meine Hand und flüsterte leise: „Schau, sie ist frei geworden.“

Ich sah es auch und freute mich. Es ist immer schön, einen Menschen zu sehen, der in die Freiheit entlassen wurde. Wir besuchten Lena noch oft. Sie wurde von Tag zu Tag schwächer. Sie hätte sich so gerne taufen lassen, doch dazu war sie zu schwach. Einmal las ich ihr aus dem achten Kapitel des Römerbriefes vor: „Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, denen, die nach seinem Ratschluss berufen sind. Denn die er ausersieht, die hat er auch vorherbestimmt, dass sie gleich sein sollten dem Bild seines Sohnes, damit dieser der Erstgeborene sei unter vielen Brüdern. Die er aber vorherbestimmt hat, die hat er auch berufen; die er aber berufen hat, die hat er auch gerecht gemacht; die er aber gerecht gemacht hat, die hat er auch verherrlicht. Was wollen wir nun hierzu sagen? Ist Gott für uns, wer kann wider uns sein?“ Ich hoffte, dass die Worte sie trösten würden, dass denen, die Gott lieben, alles zum Besten dient, aber sie fragte plötzlich:

„Ich werde Jesus Christus ähnlich sein, wenn ich dort bin?“

„Ja, natürlich. Das sind nicht meine Worte, sondern die Heilige Schrift sagt das“, antwortete ich.

„Das wusste ich nicht. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass es so etwas geben kann. Dann kann ich in Frieden sterben.“

Auf ihrem strahlenden Gesicht lag ein Lächeln und sie ließ sich mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung in die Kissen fallen.

Meine Familie

Soweit ich zurückdenken kann, war mein Vater immer auf der Suche nach seiner Familie gewesen. Er war als Kind von entfernten Verwandten adoptiert worden. Es war die Zeit des Ersten Weltkriegs und des anschließenden Bürgerkriegs. Vater wusste nur, dass sein wirklicher Familienname Wolf war. Zorn hießen die Verwandten seiner Mutter, bei denen er aufwuchs.

Mir tat mein Vater immer etwas Leid, weil er sein Leben lang seine Angehörigen suchte.

Die Familie ist doch ein Teil des Lebens, das ihm seine besondere Farbe verleiht. Wie viele verschiedene Menschen, die sich gegenseitig nicht ausgesucht haben, sind durch unzerreißbare Bande miteinander verbunden! Wir sind heute viele, sehr viele. Unsere Familie ist so groß, dass wir nur schwer einen Raum finden, in dem wir gemeinsam Weihnachten feiern können.

In der Gemeinde singt der Chor. Ich höre zu und freue mich. Ich schaue mir die Gesichter an und freue mich noch mehr. Eine Nichte, drei Neffen, ein Sohn, eine Tochter am Klavier, eine Tochter singt Alt, weitere Nichten (drei in einer Reihe), drei Schwestern ...

„Waldemar, sag mir lieber, wer hier nicht mir dir verwandt ist“, meinte unser Gast Schirinaj Dossowa aus Moskau, als ich ihr nach dem Gottesdienst meine Familie vorstellte.

„Als Tadschikin weißt du doch, was eine große Familie ist. Was das für ein Segen ist! Gott sagte zu Abraham: ‚Ich will dein Geschlecht segnen und mehren‘. Natürlich war mein Vater nicht Abraham und meine Mutter nicht Sara, aber Gott ist derselbe. Ich bin überzeugt, dass ihm große Familien gefallen. Auch seine Familie ist sehr groß, ihr gehören viele Millionen Menschen auf der ganzen Erde an.“

Ich betrachte im Gottesdienst Tante Katja Knaus, die Schwester meiner Mutter, und ihre zahlreiche Nachkommenschaft, ich sehe meine Mutter und ihre Nachkommen und freue mich. Fast alle Kinder und Kindeskinde der Eltern meiner Frau sind hier. Wir sind viele. Ich freue mich über meine Familie.

Wer glaubt, stirbt nicht

Ganz in unserer Nähe gibt es die Stadt Böblingen. Wir fahren schon seit fünf Jahren dorthin und besuchten unsere Freunde, Juden aus Russland und der Ukraine. Sie waren an allem interessiert, nur den entscheidenden Schritt zu Jesus hin wollten sie nicht tun. Fast alle.

Doch eine Frau wandte sich Christus zu und fand Frieden mit Gott. Elvira und ich besuchten sie häufig: sie war sehr krank. Ihr Name war Sofia Altschuler und ihr Mann hieß Semjon. Selten traf ich solche Menschen, die sich ihre Liebe auch im Alter bewahrt hatten. Ihr Familienleben war wirklich mustergültig. Solche Leute besucht man besonders gerne.

Frau Altschuler hatte schon seit vielen Jahren Krebs. Wir besuchten sie häufig im Krankenhaus: Sie las gerade die Bibel von vorne bis hinten durch und hatte einige Fragen, besonders über die Propheten. Dann kam ein Anruf von den Freunden aus Böblingen. Frau Altschuler war gestorben. Sie baten uns, die Beerdigung zu organisieren. Unter ihren Verwandten und Freunden war niemand gläubig, sie war die einzige, eine Jüdin, die ihren Messias und seine Herrschaft angenommen hatte.

Zu der Beerdigung kamen auch ein Arzt und eine Krankenschwester aus der Klinik. Wir verabschiedeten uns von den sterblichen Überresten unserer Schwester und fuhren zu Herrn Altschuler, um ihm in seiner Trauer und seinem Kummer beizustehen.

In seiner Wohnung drängten sich viele Leute: Frau Altschuler war von allen geliebt und geschätzt worden. Ihre Freunde erhoben sich einer nach dem anderen, sagten ein paar gute Worte über sie und nippten an ihren Schnapsgläsern.

Dann stand Herr Altschuler auf und sagte:

„Ich war an Sofias Bett, als der Arzt mir sagte, ich solle die Söhne anrufen, da nicht mehr viel Zeit bliebe. Es gehe eher um Stunden als um Tage. Dann kamen unsere Söhne. Wir versammelten uns ums Bett. Sofia hielt meine Hand in der ihren und sah mich zum Abschied an. Dann drückte sie meine Hand, lächelte und schaute irgendwohin an mir vorbei. Ich sah: man war sie holen gekommen. Ich weiß, dass der, an den sie glaubte, sie abgeholt hat.“

Ich hörte unserem Freund Semjon Altschuler zu und mir wurde deutlich wie nie zuvor: Wer glaubt, stirbt nicht – er wird abgeholt.

Zu seinen Füßen

So etwas hatte ich noch nie zuvor erlebt. Andrej Bondarenko, der Leiter unserer Mission in den USA, veranstaltete eine Konferenz für unsere Leser im Nordwesten. Die Konferenz fand in Vancouver statt und stand unter dem Motto: „Zu Seinen Füßen“. Wir waren sehr aufgeregt: Wie würde es werden? Unsere Leser waren sowohl Christen aus verschiedenen Kirchen als auch Außenstehende.

Wir stellten das Programm zusammen und beteten nur um eines: „Herr, bitte schenke uns deine Gegenwart. Wir möchten diese Stunden zu deinen Füßen verbringen. Nimm alles weg, was unsere Gemeinschaft mit dir stören kann“.

„Schau mal, wie viele Leute da sind!“, sagte Andrej wie immer erregt und energisch.

Der Saal füllte sich mit Menschen, die gekommen waren, um die Zeit gemeinsam mit unseren bekannten Dichtern Vera Kuschnir und Nikolaj Wodnjewskij zu Füßen Jesu zu verbringen.

Vom ersten Gebet und den ersten Worten an erstarrte der Saal in andächtigem Schweigen. Die Gegenwart Gottes war so real und spürbar, dass sich in seinem Angesicht wohl alle schämten an das zu denken, was uns trennte. Die Einheit der Gemeinde Christi war so real, dass selbst die Luft mit dem Duft des Friedens erfüllt zu sein schien.

Vera Kuschnir trug ihre Gedichte vor und erzählte von ihrer Beziehung zu Jesus: „Seine unsichtbaren Hände führten mich durch mein ganzes Leben“. Auch Nikolaj Wodnjewskij hielt eine Ansprache und las seine Gedichte vor. Ich sah ihn am Rednerpult stehen und fühlte mich wieder wie damals, als ich am Strand hinter den Dünen saß und die Radiosendungen aus Monte Carlo hörte. Ich hörte

seine Worte, die immer noch so feurig und nur von dem einem Ziel bestimmt waren: mit Jesus zusammen zu sein. „Dort im Himmel ist mein Vaterland“, sagte der Dichter und warf einen letzten Blick in den Saal.

Die drei Stunden vergingen wie im Flug. Wer liebt, über den hat die Zeit keine Macht. Wer Gott liebt, lebt ewig. Schon jetzt.

Ein Nachwort

„Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vorhaben unter dem Himmel hat seine Stunde“ (Prediger 3,1).

Wir sehen die Welt nie so, wie sie ist. Wir sehen sie so, wie unsere Erinnerung sie uns zeigt. Das Gedächtnis unterscheidet, was wichtig und was unwichtig ist, was wertvoll und was nichtig ist. Im Laufe der Zeit füllt sich die Erinnerung mit vielen Begegnungen, Eindrücken, Erkenntnissen und Erfahrungen und unsere Haltung gegenüber Dingen und Menschen, Erscheinungen und Erlebnissen macht eine Veränderung durch. Plötzlich wird uns wichtig, was wir früher nicht beachtetten, und wir verlieren völlig aus den Augen, was uns vorher ganz vereinnahmte.

„Du bist jetzt fünfzig Jahre alt“, sagte meine Frau Elvira eines Tages zu mir, „schreib den Kindern etwas über dein Leben!“

Und so begann ich, besonders auf Reisen, wenn ich weit weg von zu Hause war, für mich das Wichtige, das die Würze meines Lebens ausmacht, aufzuschreiben. Ich brachte das Erinnernte in eine Reihenfolge und setzte gewisse Schwerpunkte.

Ich teilte mit Ihnen, was mir wertvoll ist. Falls Sie Fragen zum Gelesenen haben oder mir mitteilen möchten, was Ihnen wichtig ist, können Sie mir einen Brief schreiben.

Waldemar Zorn



„Des Lebens Würze“ ist ein Buch über ein Leben voller großer und kleiner Ereignisse, Begegnungen, Trauer und Freude. Der Autor erzählt mal spannend, mal sehnsüchtig Geschichten aus seinem Leben, die zum Mitempfinden einladen. Geschichten die wie der Titel sagt die Würze seines Lebens ausmachen. Der

Leser wird in die Geschehnisse mit hineingenommen und erlebt so eine schöpferische Reise durch das eigene Leben. Die kurzen Erzählungen rufen persönliche Erinnerung an Erfahrungen und Begegnungen wach. Das Buch wirft rasche und längere Blicke auf Erlebnisse aus über 50 Jahren in zwei völlig unterschiedlichen Kulturen. Vor allem aber wird die mächtige Kraft der Gegenwart Gottes deutlich, die auch unter Verfolgung zu spüren war.

Waldemar Zorn ist 1950 in Sibirien geboren und seit seiner Auswanderung nach Deutschland beim Missionsbund LICHT IM OSTEN tätig.

ISBN 3-935435-50-9